HERMANN THIMMERMANN

Der Sturm auf Langemarck

Von einem der dabei war

VERLAG KNORR & HIRTH, MÜNCHEN

1162 . 432 - 97

Meinem verwundeten
Kameraden Helmut
zum Julfest 1942

Büdi!

Bad Tölz, am 22.12.42.

HERMANN THIMMERMANN
(FRED HILDENBRANDT)

Der Sturm auf
Langemarck

Von einem, der dabei war

9. Auflage
51.–65. Tausend

VERLAG KNORR & HIRTH, MÜNCHEN

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Übersetzungsrechte
Copyright 1942 by Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München

Druck und Bindearbeiten von Knorr & Hirth Kommanditgesellschaft, München

Vorwort

In den Spätherbſttagen des 19., 20. und 21. Oktobers 1914 verſuchten die Diviſionen der neugebildeten vierten deutſchen Armee zwiſchen Ypern und dem Kanal durch die engliſch-franzöſiſche Front zu brechen. Dieſe Diviſionen beſtanden zum größten Teil aus Kriegsfreiwilligen. Das 26. Reſervekorps war auf das Städtchen Langemarck angeſetzt und geriet hier vor die mächtige engliſche Kernſtellung. Der Angriff mißlang, er zerfetzte aber die großen Offenſivabſichten der Engländer.

Es iſt dem Verfaſſer nicht unbekannt, daß er das beinahe allzureichhaltige Verzeichnis von Kriegsliteratur mit dieſem Buche vermehrt. Wenn er trotzdem ſich daran wagte, einen Bericht über den erſten Sturm auf Langemarck zu ſchreiben, ſo wurde er einmal dazu getrieben, weil über dieſe geheiligte Sterbelandſchaft außer in kriegswiſſenſchaftlichen Unterſuchungen noch kein Bericht vorlag. Zweitens, weil für ihn ſelber jene Tage, die er miterlebte, mit unvergeßlicher Erſchütterung und in unwandelbarer Treue zu ſeinen toten und noch lebenden Kameraden in der Erinnerung blieben.

Er hat alſo verſucht, aus ſeinen eigenen Erlebniſſen, aus Tagebüchern und Dokumenten, auch aus franzöſiſchen und engliſchen Berichten, eine Darſtellung jener flandriſchen Wochen aufzuzeichnen. Es iſt bekannt, daß der

Sturm, von dem hier die Rede iſt, mißlang. Es iſt weiter bekannt, daß er unter unſäglichen Verluſten mißlang.

Und wenn trotzdem der Name Langemarck ſchon jetzt, zwanzig Jahre nach jenem Sturm, wie der Name einer heroiſchen Sage klingt, ſo muß damals etwas geſchehen ſein, was in der Geſchichte unſterblich bleibt. Etwas, was ſich inmitten des grandioſen Schlachtgeſanges eines ganzen Volkes heraushebt als eine beſondere, einmalige Melodie.

Von ihr einen Hauch zu übermitteln, iſt hier verſucht worden.

*

Im Augenblick, da das fünfzigſte Tauſend dieſes Büchleins in Druck geht, weht ſeit Wochen über dem Heldenfriedhof von Langemarck die Reichskriegsflagge. Unvorſtellbares iſt geſchehen: Frankreich iſt geſchlagen und in einem Stil geſchlagen, daß uns Alten der Atem wegblieb. Was wir damals trotz verbiſſener Hingabe nicht ſchaffen konnten: die Erben haben es geſchafft. Die Söhne ſtanden auf, zogen wiederum gen Lüttich und brachen wie ein Orkan über die alten Kampfſtätten hinweg, ließen Langemarck hinter ſich, überrannten das ſagenhafte Amiens, zogen in Paris ein ... und hielten erſt dort, wo es auf dieſem Schlachtfeld Europas geſchafft war: an der ſpaniſchen Grenze.

Worte gibt es kaum, um dieſer jungen Armee und ihrem wahrhaft großen Führer zu danken.

Die auf dem Friedhof zu Langemarck liegen, ſind nicht umſonſt geſtorben.

Im Juli 1940. HERMANN THIMMERMANN

Auf der Straße, die von dem flandriſchen Städtchen Roulers nach Poelcapelle führt, radelt am frühen Morgen des 18. Oktober eine quietſchvergnügte und ausgelaſſene Geſellſchaft.

Es iſt für ſolche Fahrten ein großartiger Tag, die Radſpeichen blitzen in der Sonne, ein ſanfter, kühler Wind weht, von den Bäumen der Chauſſee herunter flattern die gelben und die roten Herbſtblätter.

Es mögen an die achtzig oder neunzig Jungens ſein, die da ſtrampeln, vor ſich hinpfeifen, vor ſich hinſingen, ſich über dreißig Räder hinweg mit einem Freunde unterhalten, kleine Kunſtſtückchen vormachen und ſich überhaupt benehmen wie Primaner auf einem Ausflug.

Eine ganze Menge Primaner ſind auch wirklich darunter, aber man kann ſie unter den andern nicht herausfinden, denn alle tragen dieſelbe graue Uniform, jeder von ihnen hat einen ſtoffüberzogenen Helm auf dem Kopf und den Kinnriemen herunter und auf jedes Jünglings Rücken hängt ein Gewehr.

Die Jungens befinden ſich nicht gerade auf einem Ausflug, obwohl man ſich das angeſichts der unbändigen Heiterkeit, der ſie ſich hingeben, denken könnte. Es ſind vielmehr Radfahrer einer Aufklärungstruppe, zuſammengeſtellt aus verſchiedenen kriegsfreiwilligen Regimentern,

und dieſe Truppe hat die Aufgabe, feſtzuſtellen, wo nun endlich die belgiſchen oder franzöſiſchen oder die engliſchen Soldaten in dieſer Gegend ſich aufhalten.

Nun, vorläufig denken ſie nicht daran, daß Krieg iſt. Und wenn ſie wirklich daran denken, dann finden ſie ſicher, daß dies ein vergnügter und angenehmer Krieg ſei. Es iſt noch nicht acht Tage her, daß ſie ihrer Mutter noch einmal um den Hals gefallen ſind und dem Vater die Hände noch einmal geſchüttelt haben. Und es ſind noch nicht viele Wochen her, daß ſie über einem Aufſatz gebrütet haben oder ſich an einer kurioſen und peinlichen Mathematikarbeit die Zähne ausbiſſen.

Aber jetzt ſind ſie Soldaten und das macht ihnen ungeheuren Spaß.

Es ſind auch eine Menge Studenten an dieſem Morgen dabei und wenn die, hintereinanderfahrend zu zwei und zwei wie auf einem Bummel, einen Cantus anſtimmen, dann bleibt kein Auge trocken.

Der stud. phil. Robert Schneller insbeſondere hat unterwegs eine Art Rundgeſang erfunden, bei deſſen Refrain man die Beine los und das Rad allein weitertrudeln ließ, er dichtet immer neue Strophen und ſchließlich knattert manchmal die ganze Chauſſee von brüllendem Gelächter.

Der Vizefeldwebel, der dieſe ausgelaſſene Horde zu kommandieren hatte, kam ſelber, da er jedwedem Humor nicht abhold war, aus dem Lachen nicht heraus, und alſo kaum zum Kommandieren.

Das einzige, was er tun konnte, war, bisweilen die

Spitzengruppe, die in fünfzig Meter Abſtand vorausradelte, wechſeln zu laſſen.

Nachdem der kräftige und immer wieder erneuerte Rundgeſang die Jungens ſchließlich ſo amüſierte, daß ſie beinahe von den Rädern fielen vor Lachen, nahm er ſich die drei Wildeſten heraus, nämlich eben jenen Studenten Schneller, dann noch den ehemaligen Oberprimaner Rohrbeck und den Schloſſerlehrling Riedelheim. Er ſchickte ſie nach vorne, um die drei Radfahrer an der Spitze abzulöſen. Die drei kichernden Jünglinge traten enthuſiaſtiſch in die Pedale.

„Schade", ſagte Schneller, als ſie den Haupttrupp hinter ſich gelaſſen hatten, „ich hätte noch den ganzen Tag Blödſinn machen können."

„Ich auch!" rief Rohrbeck mit ſeiner dünnen Knabenſtimme hingeriſſen.

Der Schloſſerlehrling nahm eine ſeiner breiten, roten Fäuſte von der Lenkſtange und ſchneuzte ſich mit zwei Fingern die Naſe. „Können wir ja ooch for uns alleene machen", ſchlug er vor.

Sie kommen um eine Straßenbiegung und ſehen die drei Kameraden von der Spitze vor ſich, ſie rufen ihnen zu, daß ſie die Ablöſung wären und daß ſie ſich im Grandegalopp zurückzuſcheren hätten.

Dann ſind ſie allein und nun werden ſie erſt recht ausgelaſſen. Schneller fährt wunderbare und ſinnloſe Zickzackkurven von einer Seite zur andern. Rohrbeck hat ſein Gewehr vom Rücken genommen und trägt es geſchultert und

Riedelheim hat ſich zur Abwechſlung für den Damenſitz entſchloſſen.

Schneller ſingt den Schwarzen Walfiſch zu Ascalon zum dutzendſten Male, diesmal beſonders kraftvoll für den Schloſſerlehrling, der ihn noch nicht kennt und der ſich in dieſen Cantus verliebt hat.

In der letzten Viertelſtunde ſind ſie eine Art Hohlweg gefahren, links und rechts zieht ſich eine Böſchung entlang und dieſe Böſchung wird von einer hohen Hecke gekrönt.

Der Student beginnt gerade die dritte Strophe zum Schwarzen Walfiſch, da bricht er plötzlich mitten im Wort ab, ſtarrt geradeaus.

Er will etwas brüllen, da hören ſie eine grelle, ſcharfe Stimme: „Herunter von den Rädern — Hände hoch!"

Der Student will ſein Rad anhalten, nach dem Gewehr greifen, ſchreien, aber er kommt nicht einmal dazu, abzuſteigen. Die Straße iſt auf einmal angefüllt mit langen, gelbbraunen Geſtalten, die Tellermützen aufhaben. Bevor die Jungens ſich beſinnen, werden ſie von den Rädern geriſſen und im gleichen Augenblick fahren ſie zuſammen und werden totenblaß. Denn hinter ihnen, wo der Haupttrupp ſein muß, bricht die Hölle los.

Die Luft wird zerriſſen von tauſend raſenden Peitſchenſchlägen, von Aufbrüllen und Schreien, die drei unterſcheiden ganz genau die Stimme des Vizefeldwebels, ſie hört ſich grauenhaft an, wie ein Schrei in Todesnot, dann verſtummt ſie.

Ihre Hände beginnen zu zittern.

Es muß da hinten etwas Fürchterliches paſſiert ſein.

Der engliſche Offizier, der in ihrer Nähe ſteht und ſie ſchweigend muſtert, gibt ſeinen Leuten einige knappe Kommandos und dann geht der ganze Trupp nach rückwärts. Die drei werden getrennt voneinander mitgenommen, jeder zwiſchen zwei baumlangen Tommys. Sie kommen um die Straßenecke und da ſehen ſie den Haupttrupp. Den Haupttrupp, den ſie vor einer halben Stunde verlaſſen haben, dieſen vergnügten, ausgelaſſenen, fröhlichen Haupttrupp.

Mitten auf der Straße einen Haufen verbogener und verbeulter Fahrräder, ineinander verhakt und rings herum und darunter und obenauf auf dem ſinnloſen Haufen liegen ſie, lebloſe graue Bündel, die Hände noch in den Maſchinen verkrampft und über die ganze Straßenbreite hinweg liegen wieder welche. Blutlachen, die langſam größer werden, bilden ſich unter dem Knäuel.

Abſeits ſtehen mit grünen Geſichtern etwa zehn ihrer Kameraden mit erhobenen Händen, ihre Taſchen werden eben von den Engländern unterſucht.

Sie ſehen noch mehr, ſie ſehen Jungens herumkriechen, die vor Schmerzen brüllen, ſie ſehen einen, der mit ausgebreiteten Armen auf der Straße liegt, das Geſicht auf die harte Erde gedrückt, auf und abzuckend, als ob ein tödlicher elektriſcher Strom ihn peinige. Sie ſehen einen andern auf den Knien über die Straße rutſchen, er hält ſeine zerſchmetterte linke Hand mit der rechten feſt, er ſchluchzt und weint und wiegt ſich jammernd hin und her.

Jetzt kommen aus einem breiten Gebüſch Pferde und nun geht alles viel raſcher, als ſie begreifen können. Die

Engländer ſitzen auf und die Gefangenen werden mit einem Strick an die Bügel gebunden, dann geht es im Schritt weiter. Die Chauſſee weiter, dorthin, wo das unbekannte Land liegt, das ſie erkunden ſollten und wo nun die Gefangenſchaft beginnt.

Schneller und Rohrbeck und Riedelheim kommen wieder an der Stelle vorüber, wo der Student die dritte Strophe vom Schwarzen Walfiſch begonnen hat. Ihre Räder liegen noch auf der Straße und die drei wagen den Blick nicht zu heben.

Es iſt ihnen zumute, als ob durch ihre Schuld dieſe Kataſtrophe gekommen ſei. Aber ſie brauchen ſich keine Vorwürfe zu machen. Der Hinterhalt war ausgezeichnet angelegt und der Führer hatte den Befehl gegeben, die Spitze paſſieren zu laſſen, ſie gefangen zu nehmen und den Haupttrupp zuſammenzuſchießen.

Zwiſchen dem Beginn der dritten Strophe des Schwarzen Walfiſch zu Ascalon und dem Wiederſehen der drei Jungens mit ihren Rädern waren knapp dreizehn Minuten vergangen.

Und in dieſen dreizehn Minuten wußten die Überlebenden, daß ſie im Kriege waren und nicht auf einem Ausflug, ſie wußten aber nicht, welche unüberſehbare Bedeutung dieſe dreizehn Minuten haben ſollten.

*

Ein heißer Schluck für Sir John

General Sir John French, der Oberkommandierende der engliſchen Armee in Frankreich, geht langſam den ſorgfältig gepflegten Kiesweg entlang, der durch den Garten von St. Omer, dem Hauptquartier, führt. Sir John hat, was ſonſt keineswegs ſeine Gewohnheit iſt, beide Hände tief in den Hoſentaſchen vergraben. Von der Terraſſe her hört er die breiten Stimmen ſeiner Stabsoffiziere und dazwiſchen die helleren, ſchnelleren der franzöſiſchen Herren, die als Verbindungs- und Ordonnanzoffiziere ins Hauptquartier kommandiert ſind.

Man ſchreibt den 18. Oktober 1914. Der Tag geht zur Neige, die Luft iſt angenehm kühl, manchmal raſcheln gelbe und dunkelrote welke Blätter gemächlich und müde von den Bäumen, wehen vor die Reitſtiefel des Generals. Er weicht ihnen aus, als ob ſie Lebeweſen wären und nicht zertreten werden dürften.

Vielleicht denkt Sir John, daß es Größeres und Wichtigeres gibt, was zertreten werden muß. Die Pläne hierfür liegen ausgearbeitet, fix und fertig in dem Zimmer, das er vor zehn Minuten verlaſſen hat, um ein wenig die Beine zu ſtrecken. Seit ſieben Uhr morgens kam er nicht von der Karte und von den einlaufenden Meldungen weg. Die letzten Ordonnanzoffiziere, deren abſchließende Berichte er noch erwartet hat, ſtehen drüben auf der Terraſſe. Es iſt alles in Ordnung.

Der General hebt den Kopf und ſieht in die Abend-

dämmerung. Aus der Ferne, jenſeits des Gartens, kommt das leiſe Rollen von Eiſenbahnwagen, das Rattern von Motorrädern, das Knattern von Automobilen und manchmal Fetzen von verwehten Männerſtimmen. Ja, es iſt alles bereit. In ſeiner abwägenden, ſorgfältigen, gewiſſenhaften und beinahe umſtändlichen Weiſe hat Sir John Zug um Zug dieſes Angriffes berechnet, hat ſich weder durch die Ungeduld der franzöſiſchen Generale, noch durch den Fall Antwerpens, noch durch die überraſchende Einnahme von Lille beirren laſſen. Dafür kann er nun hier in der Abenddämmerung ſpazieren gehen, ein Mann, der ſeiner und ſeiner Unternehmung ſicher iſt, die Rechnung muß ſtimmen bis auf den geringſten Bruchteil.

Sir John wendet ſich unwillig um, er hört Schritte hinter ſich. Ein Sergeant aus dem Unterſtabe kommt näher, hat ein Tablett in der Hand, darauf eine Taſſe dampfenden Tees. Richtig, der General merkt, wie müde er iſt. Er nimmt die Taſſe vom Tablett und ſieht den Mann an, der ſie gebracht hat.

„Dachte, Sir, es täte Ihnen gut", ſagt der Mann einfach und Sir John nickt. Der Sergeant überragt den Heerführer um zwei Köpfe, es iſt ein rieſenhafter Mann mit einem roten, breitknochigen Geſicht, die Schultern quellen unter dem Kakhi und es iſt ein Wunder, daß das dünne Tablett nicht unter dieſen Pranken zerbrochen iſt. Sir John betrachtet, indeſſen er den heißen Tee ſchlürft, ohne Unterlaß das Geſicht des Mannes, eine breite, hellgelbe Narbe läuft vom rechten Ohr herunter, über die Kinnbacke hinweg in den Uniformkragen hinein. Der

Blick Sir Johns bleibt dann auf der Ordensſchnalle ruhen, vom oberſten Knopf ſchimmert ſie in allen Farben weg bis in die linke Schulter.

„Danke, Sergeant", ſagt der General und ſeine kühle Stimme iſt um einen Hauch wärmer als ſonſt. Er ſtellt die Taſſe zurück und ſieht dem Manne nach, unter deſſen Stiefeln der Kies ſcharf auseinanderweicht.

Mit dieſen und ſolchen wird er es ſchaffen, denkt er, mit ſolchen britiſchen Soldaten, geſchult unter allen Längen- und Breitengraden, geſchärft in den engliſchen Kolonien, geſtählt in den engliſchen Garniſonen der ganzen Welt, ausgebildet vor dem Feinde, vor einem Feinde aller Sorten, vor Negern und indiſchen Aufwieglern, vor Buren und Arabern, einexerziert in jenen tauſend und aber tauſend namenloſen Plänkeleien, in denen das Weltreich ſeine Macht wieder und wieder erneuerte, in Afrika und in Indien, in Ägypten und im Sudan, überall auf der Erde. Und Sir John verſinkt wieder für eine Weile in dem Traum, der in den nächſten Tagen ſeine glorreiche Verwirklichung finden muß, finden muß um jeden Preis. Die deutſche Armee in Belgien iſt zwar mit der Feſtung Antwerpen fertig geworden, ſie hat ſich etwas die Zähne an ihr ausbeißen müſſen, aber immerhin, ſie iſt damit fertig geworden. Sie iſt im Begriffe, ſich zu ordnen zu weiteren Angriffen. Der Zeitpunkt iſt richtig.

Seit Anfang Oktober hat der engliſche Feldherr dem franzöſiſchen Generaliſſimus Joffre zugeſetzt, mit einem gewaltigen Vorſtoß engliſcher und franzöſiſcher Truppen durch Belgien hindurch gegen den Rhein einverſtanden

zu ſein. Sein Vorſchlag wurde genehmigt und bei aller Selbſtändigkeit, die er in der Führung ſeiner Armee hatte, war ihm dieſe platoniſche Genehmigung lieb. Die Vorbereitungen ſind bis auf das letzte Maſchinengewehr, bis auf den letzten Sattel, bis auf das letzte Bajonett fertig.

Sir John ſchleudert plötzlich mit der Fußſpitze einen dicken Kieſel weit ins Gras. Jawohl, es iſt ſoweit.

Engliſche und franzöſiſche Armeekorps ſtehen bereit im Aufmarſchraum, vor ihnen ſtreift durch ganz Belgien ein engliſches Kavalleriekorps, in unzählige Trupps aufgelöſt, um den beginnenden Angriff zu verſchleiern. Auf der Nordſee iſt das engliſche Geſchwader unterwegs, um vom Meer her an der Küſte entlang den Durchbruch mit ſeinen mächtigen Geſchützen zu unterſtützen.

Wieder hört Sir John in dieſem Augenblick Schritte auf dem Kiesweg, er dreht ſich kurz um, der Mann mit dem ewigen Tee fällt ihm läſtig.

Aber es iſt nicht der Sergeant, ſondern der Souschef ſeines Stabes, Wilſon. Er kommt etwas haſtiger heran, als es ſonſt ſeine Art iſt, und in ſeinem hageren, braungebrannten Geſicht iſt etwas, was den General aufmerkſam macht. Das kurze Geſpräch, das jetzt folgt, wird Sir John in ſeinem ganzen Leben nicht vergeſſen.

„Sir", meldet der Offizier, „es ſind heute morgen Gefangene gemacht worden, Radfahrer von einer Aufklärungstruppe. Eine Kavalleriepatrouille hat ſie bei Roulers geſchnappt. Ich habe die drei intelligenteſten hierher bringen laſſen."

„Schon verhört?" fragt Sir John kurz. Er intereſ-

ſiert ſich im Augenblick nicht beſonders für drei gefangene Radfahrer.

„Sir", ſagt der Stabschef etwas zögernd, „ſie ſind verhört und man hat ihnen Papiere abgenommen. Sie gehören zu einem Truppenteil, der uns bisher noch nicht bekannt war."

French ſieht auf und ſtutzt. „Nun?"

„Sie haben auf ihren Achſelklappen die Regimentsnummern 214 und 215, Sir." Die beiden Offiziere ſehen ſich in die Augen und in beider Augen glimmt gleicherweiſe etwas wie eine Ahnung, eine fürchterliche Ahnung. Aber keiner von ihnen äußert ſie.

Mit einem kurzen Ruck wendet ſich Sir John dem Hauſe zu. „Ich möchte die Leute ſehen", ſagt er unter der Haustür.

*

„Bitte, mich nicht mehr zu fragen!"

Im kleinen Saal, der ſeine Arbeitsſtätte iſt, findet der General beinahe alle Herren ſeines Stabes verſammelt. Die erregte Unterhaltung verſtummt, als er den Raum betritt. Zwiſchen den hohen Geſtalten in Kakhi leuchten die roten Beinkleider der franzöſiſchen Verbindungsoffiziere, und French, dem man nicht nachſagte, daß er ſich poetiſchen Gedanken hinzugeben pflegte, muß doch einen Augenblick lang feſtſtellen, wie wunderbar ſich im Lichte der Abendſonne, die ins Zimmer bricht, dieſes leuch-

tende, flammende Rot der franzöſiſchen Hoſen ausnimmt. Dann ſtreift er mit einem flüchtigen Blick die Geſichter. Sie wiſſen alle, was los iſt, denkt er und legt ſeine Mütze mit den goldenen Schnüren behutſam auf den großen Schreibtiſch.

Dann öffnet ſich die Tür und man hört ſchwere Stiefel auftreten, Sir John dreht ſich um. Es ſind die erſten deutſchen Kriegsfreiwilligen, die der engliſche Oberbefehlshaber zu Geſicht bekommt. Zwei Schritte von der Tür entfernt, durch die ſie gekommen ſind, bleiben ſie ſtehen, ſie haben ſich unwillkürlich nebeneinander geſtellt, haben die Abſätze zuſammengenommen und die Hände ſteif an die Schenkel gelegt. Ihre unanſehnlichen grauen Uniformen ſind zerknittert und beſchmutzt, einem von ihnen fehlt der halbe Rockſchoß, und man ſieht eine dünne Nickelkette vom Hoſenträgerknopf in die Taſche des Beinkleides laufen. Gewiß, die engliſchen Uniformen ſind eleganter, ſitzen beſſer, ſind aus beſſerem Material und man kann es den drei Jungens nicht übelnehmen, wenn ſie ſich in dieſer prunkenden Umgebung etwas unſicher fühlen. Aber ſie fühlen ſich nicht unſicher, weil ſie nicht ſo elegant ausſehen, ſondern weil ſie ahnen, was man von ihnen will.

Sir John betrachtet ſie ſchweigend.

Dann beugt er ſich über den umfangreichen Meldezettel, den ihm General Wilſon auf den Tiſch gelegt hat und lieſt ihn langſam durch.

Der größte von den Gefangenen hat helle, glasklare Augen unter einer hohen Stirn, zwei Narben kreuzen ſich auf ſeiner linken Wange, und eine ſitzt dicht am Mund-

winkel, wodurch der Mund etwas ſpöttiſch wirkt. Neben ihm ſteht ein breitſchultriger Junge mit erheblichen Fäuſten und einem dicken Nacken, er hat einen Haufen Sommerſproſſen im Geſicht, er iſt etwas bläßlich und hebt bisweilen unruhig die Schultern. Der dritte iſt ein beinahe allzuzartes Jüngelchen, mit einem blonden Schopf, einer Brille auf der winzigen Naſe und einem Mädchenmund.

Die Offiziere tauſchen halblaute Bemerkungen miteinander, und aus ihren Geſichtern merken die Jungens, daß dieſe Bemerkungen nicht gerade ſchmeichelhaft für ſie ſind. Aber ſie machen ſich nichts daraus, in ihren Knochen ſteckt noch der Schrecken dieſes Morgens, und ſie ſind eigentlich noch nicht recht zur Beſinnung gekommen.

Jetzt hebt der General den Kopf.

„Wer hat die Gefangenen gebracht?"

Aus dem Hintergrund des Zimmers drängt ſich zwiſchen den Offizieren jemand in den Vordergrund, hebt die Hand zum Mützenſchirm.

„Hier, Sir. Leutnant Doherty von der Bucks-Yeomanry."

Der General muſtert ihn nachdenklich.

„Doherty hat die Patrouille geführt, Sir", kommt die Stimme des Stabschefs in das Schweigen.

Sir John macht eine Handbewegung. „Berichten Sie."

Leutnant Doherty holt Luft.

„Ich hatte den Auftrag, die Straße Weſtrooſebeke bis Roulers zu ſichern. Ich lag um 8 Uhr heute morgen halbwegs Roulers beiderſeits der Straße in Rübenäckern und hinter Strohdiemen. Um halb neun bekam ich von meinen

vorgeſchobenen Leuten die Meldung, daß eine Radfahrerabteilung aus Roulers herauskäme. Stärke etwa hundert Mann. Ich gab Befehl, die Spitze unbeläſtigt durch unſere Sperre zu laſſen und dann die Hauptabteilung anzugreifen. Wir bekamen die Hauptabteilung auch richtig zwiſchen die Finger und ſchoſſen ſie ab. Was lebte, haben wir gefangen genommen."

In der Totenſtille war die Stimme des jungen Offiziers von der Freiwilligen Reiterei heiſer vor Aufregung geworden. Jetzt, nachdem er geendet hatte, liefen ihm dicke Schweißtropfen von der Stirn, er wagte nicht, ſie abzuwiſchen. „Gut", ſagte Sir John. „Kapitän Loker."

Der Leutnant trat etwas enttäuſcht zurück. Die Herren vom Stabe hatten ihm, als ſie die Papiere, die er den Gefangenen abgenommen hatte, ſichteten, die Hände geſchüttelt. Die Sache ſei einen Weinkeller wert, ſagten ſie, was, ſie ſei ein gutes Weingut wert, und was er trinken wolle, er ſolle ſich was wünſchen. Der Mann, der die wichtigſte Meldung der Armee, was der Armee, der ganzen Weſtfront überbracht hatte, dürfe ſich betrinken, wie ſehr und wie toll er wolle. Und „Gut" hatte der Oberkommandierende geſagt, mehr nicht.

Sir John deutet auf den größten der Gefangenen.

„Treten Sie vor", ſagte Kapitän Loker in beſtem Deutſch und der Kriegsfreiwillige Robert Schneller aus Eiſenach, stud. phil., konnte ſich eines Lächelns jetzt nicht erwehren. Er hätte in beſtem Engliſch antworten können, aber er behielt dieſe Kenntnis für ſich.

Kapitän Loker dolmetſchte.

Sir John betrachtete aufmerkſam das Geſicht des Gefangenen, die Menſurnarben der deutſchen Korpsſtudenten waren ihm aus einem ſpöttiſchen Aufſatz in einer engliſchen Zeitung bekannt, und als er nun eine tüchtige Auslese davon perſönlich betrachten konnte, ſchienen ſie ihm gar nicht ſo entſtellend und greulich zu ſein, wie er ſie ſich vorgeſtellt hatte.

„Sie ſind Student", fragt er.

„Jawohl, Exzellenz!" antwortet Schneller. Er ſieht, daß ein flüchtiges Zucken über die Züge des Generals geht, und er ſieht auch, daß die Offiziere über dieſe Anrede amüſiert ſind. Er ärgert ſich darüber, denn er hat nicht deshalb vier Monate in England verbracht vor zwei Jahren, um nicht einmal die dort üblichen Anreden für erſtklaſſige, zweitklaſſige und drittklaſſige Engländer zu wiſſen. Er weiß natürlich, daß er „Sir" ſagen müßte, aber es fällt ihm nicht ein, dieſe eleganten Hunde darauf aufmerkſam zu machen, daß ihm engliſche Sprache und engliſche Manieren ziemlich vertraut ſind.

„Wo haben Sie ſtudiert?"

„Zuletzt in Jena", antwortet Schneller, und das Exzellenz läßt er jetzt doch lieber weg.

„Waren Sie ſchon im Frieden Soldat?"

„Nein, Exzellenz", ſagt Schneller und jetzt hat er ſchon wieder Exzellenz geſagt und wird rot.

Sir John dreht ſich zu den Offizieren und deutet auf die beiden anderen Gefangenen und ſagt kurz: „Ich möchte den Studenten allein hier haben."

Schneller wundert ſich, daß er allein die Ehre haben

ſoll, und er ſieht, daß Rohrbeck und Riedelheim hinausgeführt werden, er ſieht aber auch, daß, bevor er durch die Türe geht, Rohrbeck ihn flehend anſieht und den Kopf ſchüttelt. Er weiß im Augenblick nicht, was das zu bedeuten hat, und er denkt nach, bis ihn eine neue Frage aus ſeinem Grübeln reißt.

„Sie waren alſo im Frieden noch nicht Soldat", ſagt Sir John und ſieht ſehr zufrieden aus. „Sie ſind freiwillig eingetreten, wie?"

Und jetzt geht dem Studenten Schneller, um in ſeiner Sprache zu reden, eine Bogenlampe auf. Verdammt noch einmal, jetzt verſteht er plötzlich, warum Rohrbeck mit dem Kopf geſchüttelt hat. Ja nichts ſagen, hieß das Kopfſchütteln, und Schneller geht es raſend durch den Kopf, daß er ja ſoeben dabei war, in aller Ahnungsloſigkeit die Engländer über das Zuſtandekommen der neuen Reſerveregimenter aufzuklären. Und da der Student kein Freund von Winkelzügen iſt, macht er kurzen Prozeß.

„Ich möchte bitten", ſagt er tapfer, „mich nichts mehr zu fragen. Ich werde keine Antwort mehr geben."

Sir John verzieht keine Miene. „Gehören Sie zu einem aktiven Regiment oder zur Reſerve?"

„Ich möchte nichts mehr ſagen."

Sir John verzieht wiederum keine Miene.

„Ich laſſe Ihnen eine Minute Zeit. Ich möchte höflich mit Ihnen umgehen, und ich mache Sie darauf aufmerkſam, daß ich das, was ich frage, unbedingt beantwortet haben muß. Beantwortet haben muß, verſtehen

Sie? Wenn Sie es vorziehen, mir nichts zu ſagen, muß ich es vorziehen, Sie erſchießen zu laſſen."

Schneller verſtand Sir Johns ſtiliſtiſch vorzüglichen, wenn auch etwas umſtändlichen Satz ſehr gut, und als der Dolmetſcher ihn überſetzte, wunderte er ſich, was für ein mittelmäßiges Deutſch aus einem guten Engliſch werden kann. Über ſeine Antwort brauchte er nicht lange nachzudenken.

„Herr General, wenn es Ihnen notwendig erſcheint, einen Soldaten erſchießen zu laſſen, der keinen Verräter ſpielen will, dann kann ich es nicht ändern. Ich werde nichts ausſagen."

Und in einem Anfall von grimmigem Humor hoffte Schneller, daß der Dolmetſch dieſen ebenſo ſchöngebauten Satz aus einem guten Deutſch in das beſte Engliſch überſetzen würde.

Sir John wurde ungeduldig. „Es handelt ſich hier nicht um Ihr Leben, ſondern —" Er brach ab.

„Sie ſind ein Narr", ſagte er dann gelaſſen und nahm einen Meldeblock vom Schreibtiſch. „Sie plaudern hier gar keine Geheimniſſe aus." Und indem er ſeine Blicke vom Block zum Gefangenen und wieder zurück wandern ließ, las er: „Sie und Ihre beiden Kameraden gehören den Reſerve-Infanterie-Regimentern 214 und 215 an. Ihre Regimenter gehören zur 46. Reſerve-Diviſion und mit der 45. Diviſion zuſammen zum 23. Reſerve-Armeekorps. Stimmt genau, wie?"

Dem Studenten iſt ein eiskalter Schreck in die Kniekehlen gefahren. Es ſtimmt genau. Woher weiß der Gene-

ral das? Sollte unter den übrigen ein Schuft geweſen ſein?

„Ob das ſtimmt, habe ich gefragt", beginnt Sir John wieder, und er ſieht ziemlich düſter aus.

Schneller hat ſich entſchloſſen, keine Antwort mehr zu geben. Er ſchweigt. Sir John zuckt die Schultern. Anſtändiger Kerl, denkt er.

„Ich möchte jetzt den andern haben, den Schwarzhaarigen", ſagt er, und der Student geht mit einer Ordonnanz zur Tür.

„He!" ruft der General und der Student dreht ſich um. Sir John ſieht ihn aus großen Augen an. „Erſchoſſen werden Sie nicht", ſagt er gleichgültig.

Und Schneller ebenſo gleichgültig: „Habe es nie angenommen. Proſit." Und geht.

„Was hat er geſagt?" erkundigt ſich der General neugierig.

„Er hat ſich bedankt", ſagt der Dolmetſch unſicher.

Dann ſteht der Schloſſerlehrling Riedelheim vor dem Oberkommandierenden. Sir John weiß, daß man mit dieſem Jungen anders reden muß.

„Ihre Regimentskommandeure heißen Oberſt von Dobſchütz und Oberſt von Oertzen. Ihr Diviſionskommandeur iſt der Generalleutnant Hahn und Ihr Kommandierender General der General der Kavallerie von Kleiſt. Stimmt genau, wie?"

Riedelheim hat keinen Dunſt, er hat ſich niemals darum gekümmert, welchen Namen die großen Herren trugen, die immer zu Pferd angewetzt kamen und an allem etwas auszuſetzen hatten.

„Wees ich nich", ſagt Riedelheim und grinſt.

Aber Sir John lächelt nicht zurück. Er läßt die beiden anderen hereinholen.

„Ich möchte Ihnen einen Vorſchlag machen", ſagt er. „Sie brauchen mir nur zu beſtätigen, was ich Ihnen vorleſen laſſe und — — — mir einige ganz unweſentliche Fragen zu beantworten. Ich werde Sie nichts fragen, was Sie zum Verräter machen würde." Sir John macht eine Pauſe. „Sie können heute noch nach England kommen und ich werde dafür ſorgen, daß Sie es dort gut haben. Im anderen Falle machen Sie Arbeitsdienſt hier in Frankreich." Sir John wartet.

Er bekommt keine Antwort. Er geht im Zimmer hin und her und wartet. Er will ihnen etwas Zeit laſſen.

Währenddeſſen dudelt Schneller unhörbar vor ſich hin, Rohrbeck betrachtet den kleinen franzöſiſchen Oberſt, der am Fenſter ſteht und etwas aufſchreibt, und Riedelheim hat die Tatzen hinter dem Rücken zuſammengelegt und denkt gar nichts.

„Es genügt wohl", ſagt jetzt Sir John. Er nimmt eine Zigarette aus ſeinem Etui, dann noch eine und noch eine dritte. Aber dann fällt ihm anſcheinend plötzlich etwas ein, er legt die drei Zigaretten auf den Tiſch, und auf dieſe Weiſe ſind die drei Kriegsfreiwilligen um die Ehre gekommen, vom engliſchen Oberbefehlshaber eine Zigarette zu erhalten. „Doherty", ſagt Sir John.

Und mit rotem Kopf zwängt ſich wieder der junge Patrouillenführer durch die Offiziere. Er baut ſich auf, hebt

die Hand an den Mützenſchirm. Seiner Uniform ſieht man an, daß ſie nicht in St. Omer jeden Morgen ausgebürſtet und gebügelt wird, ſeine Reiterſtiefel ſind verkruſtet vom flandriſchen Dreck und ſein ſauber raſiertes Geſicht hat entzündete Augen von vielen Nächten ohne Schlaf.

„Doherty", ſagt Sir John, „es wird hoffentlich Ihrem Selbſtgefühl nicht ſchaden, wenn ich Ihnen mitteile, daß Sie der Armee einen Dienſt erwieſen haben, deſſen Bedeutung Sie gar nicht wiſſen können. Und wenn ich das Glück abziehe, das Sie bei dieſer Geſchichte gehabt haben, bleibt noch immer ſoviel Verdienſt übrig, daß ich Ihnen eine Dekoration anheften kann."

Zum erſten Male an dieſem Tag lächelt Sir John, denn er iſt ſtolz auf ſolche kleine, etwas mit Ironie durchſchoſſene Anſprachen. Und er heftete Leutnant Doherty das Kreuz an, von dem ſeit dem Mobilmachungstage die britiſchen Soldaten ohne Rangunterſchied träumen.

Die Hände aller Offiziere flogen an die Mütze.

Doherty muß ſich zuſammennehmen, um nicht zu heulen, ſeit neun Tagen iſt er nicht aus den Kleidern gekommen, hat keinen Brief von ſeiner Frau bekommen, hat Rüben gegeſſen und trockenes Brot, das macht einen Mann ſchwach in den Nerven.

Die drei deutſchen Jungens haben die Zeremonie mitangeſehen. Niemand kümmert ſich mehr um ſie. Einſam ſtehen ſie herum, etwas verlegen und verſchüchtert. Sie ahnen, daß dieſer junge Kavallerieoffizier etwas geleiſtet hat, was mit ihnen zuſammenhängt, aber es muß etwas mehr geweſen ſein, was er getan hat, als nur mit der

Übermacht einer Eskadron aus dem Hinterhalt ein paar Radfahrer zuſammenzuſchießen.

Aber dem Studenten Schneller, der die ganze Feierlichkeit verfolgen konnte, geht langſam eine Ahnung auf. Das Notizbuch ſeines Kommilitonen Richard Baum! Als ſie ſchon gefangen waren, ſah Schneller, daß der engliſche Offizier das rote Notizbuch ſeines toten Freundes in der Hand hatte. Und da ſtand alles aufgezeichnet, alles. Schon auf dem Truppenübungsplatz in der Heimat hatte ihnen der Kompagnieführer anempfohlen, ſich die Namen und die Gliederung der Truppenteile zu merken, dem ſie angehörten und die Namen der Vorgeſetzten, die ſie befehligten. Und Richard Baum, mit ſeinem miſerablen Gedächtnis und ſeiner pedantiſchen Umſtändlichkeit hatte ſich alles ſäuberlich in ſeinem dicken, roten Notizbuch aufgeſchrieben.

Daher wußten ſie es. Schneller atmete auf. Alſo war niemand, der ſich als Schuft benommen hatte.

Sir John ſtreifte ſie, bevor ſie abgeführt wurden, noch einmal mit einem kurzen Blick.

Den Studenten Schneller aus Eiſenach, einundzwanzig Jahre alt, den Schloſſerlehrling Karl Riedelheim aus Jena und den Oberprimaner Otto Rohrbeck aus Bad Köſen an der Saale, beide ſiebzehneinhalb Jahre alt.

Die drei Zigaretten, die er ihnen hatte ſchenken wollen, weil ſie ſich wie richtige Soldaten und nicht wie Kinder benommen hatten, lagen vergeſſen auf ſeinem Schreibtiſch.

*

Die Unterhaltung, die Sir John mit ſeinem Stabe hernach führte, war ziemlich kurz.

„Meine Herren", ſagte Sir John, „wir haben alſo die Anweſenheit von Regimentern feſtgeſtellt, die uns aus der Friedensaufſtellung der deutſchen Armee nicht bekannt ſind und noch weniger aus den Mobilmachungsplänen. Das heißt, wir haben auf einmal eine funkelnagelneue Armee gegen uns, von deren Exiſtenz wir bis heute morgen keinen Dunſt hatten. Etwas peinlich, aber wir werden uns deshalb nicht in die Hoſen machen."

Der General wanderte langſam quer durchs Zimmer zu der rieſigen Karte, die die ganze Saalwand einnahm. Er legte ſeine gepflegte Hand auf den Abſchnitt zwiſchen Ypern und dem Meere. Hätte die Kaiſerliche Oberſte Heeresleitung ihm nicht wie aus Zauberhand dieſe neue Armee in den Weg geworfen, dann hätte der britiſche Feldherr innerhalb acht Tagen dieſes Gebiet mit ſeiner Offenſive genau ſo zugedeckt, wie er es jetzt mit ſeiner Hand unternahm.

Er ſah mit ſeinen kühlen Blicken über die Karte.

In der Fenſterniſche beugte ſich ein kleingewachſener, franzöſiſcher Oberſt, indem er das Käppi aus der erhitzten Stirn ſchob, über das Fenſterbrett, wo er ſich Notizen auf einem Zettel gemacht hatte, er rechnete jetzt fieberhaft. Dann dreht er ſich zu dem Hauptmann um, der ihm über die Schultern geſehen hatte.

„Mon camarade", flüſtert er und deutet auf den Zettel, „hier die genauen Ziffern. 41 Infanterieregimenter, 9 Jägerbataillone, 1 Ulanenregiment, 9 Feldartillerieregimenter und 4 Erſatzbrigaden. Das iſt die neue deutſche Armee, die vierte, wie ſie das wieder fertiggebracht —."

Die Stimme Sir John Frenchs unterbrach ſie.

„Alſo", ſagte er gelaſſen, „wir fangen wieder von neuem an. Die ganze Geſchichte wird umgeworfen. Der Angriffsbefehl wird zurückgenommen. Ich fahre jetzt nach Caſſel, bin um Mitternacht wieder zurück. Sie fahren mit, Wilſon, wie?"

Er war kaum aus dem Zimmer, als die Offiziere ſich an die Telephone und an die Feldtelegraphen ſtürzten und nach ihren Ordonnanzen brüllten.

In Caſſel befand ſich der franzöſiſche General Foch. Mit ihm verſtanden ſich die Engländer vorzüglich und manche Reibung zwiſchen den Alliierten wurde durch Wilſon und Foch aus der Welt geſchafft. In dieſer Nacht kam alles darauf an, ſich mit den Franzoſen zu verſtändigen und unverzüglich neue Pläne mit ihnen zu entwerfen.

Sir John öffnet langſam die Tür zum Zimmer des franzöſiſchen Generals. „Mein Herr", ſagt er, „ſetzen Sie ſich ſo ſchnell Sie können in einen Armſeſſel. Die Deutſchen ſpringen uns mit einer funkelnagelneuen Armee in die Freſſe." Foch ſtarrt ihn entgeiſtert an. „Aber", murmelt er dann, „und Ihre ſchöne Offenſive — —?" Sir John grinſt und zuckt die Schultern.

Und in die Stille des Zimmers ſagt der franzöſiſche General laut und deutlich ein einziges Wort: „Merde."

Dies war der Tag, der den geſamten, großartigen Angriffsplan Sir Johns in tauſend Fetzen riß. Dieſe neue deutſche Armee, aus Kriegsfreiwilligen und Landwehrleuten, aus dem Boden geſtampft, aus dem heiligen, willigen, flammenden Boden des Vaterlandes. Und es war gelungen, die Exiſtenz dieſer Armee ſolange geheim zu halten, bis ſie zum Vormarſch antreten konnte, bis die erſten Radfahrer der Spitze ſich auf die Pedale ſchwangen.

Der Führer dieſer neuen Armee war der württembergiſche Thronfolger, Herzog Albrecht von Württemberg, Generaloberſt. Die fünf Armeekorps der Armee wurden kommandiert von General der Infanterie von Beſeler, General der Kavallerie von Falkenhayn, General der Kavallerie von Kleiſt, General der Infanterie Freiherr von Hügel und Generalleutnant von Carlowitz.

Zu einem hohen Prozentſatz beſtanden die Diviſionen aus Kriegsfreiwilligen, die ſich in den erſten Tagen der Mobilmachung in die Kaſernen geworfen hatten und nicht wichen und nicht wankten, bis ſie angenommen wurden. Manchmal ſchüttelten die unterſuchenden Ärzte den Kopf, wenn ein zartes Bürſchchen vor ihnen ſich aufgebaut hatte, die Luft im entſcheidenden Moment eingezogen und das unfertige Bruſtkörbchen aufgebauſcht, ſo gut es ging. Und die gutmütigen und manchmal gerührten Fragen nach dem Alter mit hochrotem Kopf und hinzugeſchwindelten fünf Jahren beantwortend. Und die Motive, die ſie zu Hunderttauſenden in die Kaſernen trieben, waren manchmal ſo jung wie ſie ſelber und bisweilen ſo uralt, wie die Menſchheit. Die einen kamen aus dem männlichen Be-

weggrund heraus, daß ſie dabei ſein mußten, wo alle richtigen Männer dabei waren, wenn das Vaterland ſie rief. Die anderen jagten, jung wie ſie waren, nach dem Abenteuer und nach dem Sport. Die dritten kamen aus hellſter Neugierde, aus kindlicher, ehrlicher Neugierde. Andere kamen auf der Suche nach dem großen Erlebnis. Andere, weil endlich was los war in der Welt. Wieder andere, weil es gegen Frankreich ging. Ach, was bedeuteten dieſe kindlichen Motive, nachdem ſie acht Tage an der Front waren, lagen ſie ſchon ſtumm oder waren von einer Minute zur anderen Männer geworden und in allen brannte nur noch eine einzige Flamme, nur noch ein einziges Motiv, ſchlackenfrei und rein: tapfer und treu zu ſein, ein Soldat und Kamerad zu bleiben.

Was angenommen wurde damals und eingeſtellt, raſte beglückt und aufgeregt nach Hauſe, ſtotterte etwas Begeiſtertes, packte ſeine Sachen und rannte wieder zurück in die Kaſerne oder auf den Sammelplatz.

Das Kriegsminiſterium hatte ſich entſchloſſen, das gewaltige Experiment zu verſuchen. Die pſychologiſchen Berechnungen mußten ſtimmen, die militäriſchen ebenfalls, wenn nicht alles an dieſem wundervollen Material täuſchte. Die höheren Führerſtellen vom Bataillonskommandeur an aufwärts wurden ſelbſtverſtändlich mit aktiven Offizieren oder ehemals aktiven Offizieren beſetzt, ebenſo die wichtigen Adjutantenſtellen. Die Kompagnien und Züge wurden meiſtens von Reſerveoffizieren geführt, die Mannſchaften ſelber ſetzten ſich zuſammen aus Landwehrleuten, einzelnen Reſerviſten und den Freiwilligen.

Im Durchſchnitt befanden ſich bei einer kriegsſtarken Kompagnie von 250 Mann etwa 50—70 Landwehrleute oder überhaupt gediente Leute. Man gab dieſen neuen Formationen nur wenig Zeit, ihre Ausbildung zu betreiben, die letzte und endgültige Ausbildung ſollte die Front ſelber übernehmen. In den Wochen von Anfang Auguſt bis etwa Mitte Oktober ſollte alles erledigt ſein.

Um die Oktobermitte 1914 waren die Transportzüge der neuen, vierten Armee unterwegs nach dem Weſten. Welch ein Sturm von Liebe, Zärtlichkeit, Zuneigung und namenloſer Begeiſterung ſich über dieſe Transportzüge, angefüllt mit jungen Geſichtern, jungen Stimmen, endloſen, friſchen Liedern, ergoß, das zu beſchreiben, können Worte kaum bewältigen.

*

Der erſte Schuß fällt

Der Regimentskommandeur reitet langſam an der Marſchkolonne entlang. Neben ihm der Kommandeur des zweiten Bataillons und hinter den beiden der Regimentsadjutant.

Seit drei Stunden iſt die Diviſion auf dem Marſche.

Das zweite Bataillon hat die Nacht im ſtrömenden Regen auf einem Stoppelfeld verbracht, davon ſind die Geſichter noch etwas verfroren, davon die Stiefel und Hoſen noch tüchtig verdreckt und davon manche Röcke noch behängt mit Strohhalmen.

Der Oberſt iſt in vorzüglicher Laune.

Er iſt in der Nacht, ganz für ſich und ohne jedes Gefolge, durch das Lager des Bataillons gewatet, durch jenen Acker, der ein einziger Sumpf war. Über anderthalb Stunden ging er in ſeinem langen Umhang, die Feldmütze tief in die Stirn gedrückt, zwiſchen den Leuten hin und her.

Die Zelte waren ungefähr das Kläglichſte, was er in ſeiner langen, militäriſchen Laufbahn erlebt hat. Unſachgemäß befeſtigt, in abenteuerlichen Variationen zuſammengebaſtelt. Er muß jetzt noch, da er ſich daran erinnert, grimmig lächeln. In der Nacht iſt er mehr als einmal daran geweſen, mit einem heftigen Gewitter dazwiſchen zu fahren, aber er weiß ſelbſt nicht recht, warum er lieber auf dieſes Gewitter verzichtet hat.

Je weiter er aber an der Marſchkolonne entlangreitet, um ſo klarer wird ihm, warum er verzichtet hat.

Dieſe unausgeſchlafenen Jungens ſind von einer Lebensfreude, einer Wanderfreude, einer Friſche, einem Temperament, davon ſein altes Herz ſelber angerührt wird.

Er ſieht ſie wieder um ihre jämmerlichen Zelte herumlaufen und Witze über ſich ſelber machen, er hört wieder das Gelächter und erinnert ſich an dieſe Nacht voller Ausgelaſſenheit im Regen.

Und jetzt hört er ſie ſingen. Das ganze Regiment ſingt.

Aus den Gruppen, die mehr aus Landwehrleuten beſtehen, ertönen die uralten Soldatenlieder. Wo die Gruppen aus Studenten und Schülern beſtehen, reitet der Oberſt langſamer. Hier ſchmettern Studentenlieder aller Sorten und es iſt ein neues Erlebnis für den alten Offi-

zier, einmal ſo ziemlich alle Studentenlieder, die es gibt, nacheinander vorgeſungen zu bekommen.

Dieſer ſtarke Strom aus Jugend, Daſeinsfreude und Übermut tut ihm wohl und zum erſten Male fühlt er ſich ſeinem Regiment nahe und verbunden, wie er es ſich gewünſcht hat.

„Singen können ſie ausgezeichnet", ſagt er zu dem Major, und der Major legt geſchmeichelt die Hand an die Mütze. „Nur mit dem Zeltebauen hapert's", knurrt der Oberſt weiter, und der Major nimmt die Hand beſcheiden wieder herunter.

Der Major könnte, wenn er wollte, ſeinerſeits bemerken, daß das Zeltebauen nur ein einziges Mal, eine flüchtige halbe Stunde lang, auf dem Truppenübungsplatze gezeigt worden iſt. Aber er denkt nicht daran, den Regimentskommandeur zur Fortſetzung dieſes kitzlichen Themas anzuregen. Und er iſt ganz froh, als der Oberſt ihn verabſchiedet und zur Brigade reitet, die irgendwo in der Marſchkolonne dahinzottelt.

Vor ſeinem erſten Zuge marſchiert der Offiziersſtellvertreter Thirr. Akademiker, ehemaliger Einjähriger, im Zivilberufe Bibliothekar. Er freut ſich unbändig, all die alten Lieder wieder zu hören und er brummt alle mit. Mehr als mitbrummen kann er leider nicht, denn er iſt immer heiſer. Aber er kennt ſie noch auswendig, alle, Strophe um Strophe, Wort für Wort.

Und wenn die Landwehrmänner beginnen zu ſingen, braucht er auch hier nicht zu ſchweigen, auch dieſe alten Soldatenlieder kennt er.

Und er denkt, daß es eine wunderbare Sache ſei, an der Spitze eines ſolchen Zuges in den Krieg zu marſchieren.

Er weiß zwar, daß ihn ſeine Jungens nicht ganz ernſt nehmen, denn er iſt, was ſein Äußeres anbetrifft, nicht gerade ein ſtrahlender Kriegsgott. Sondern ein magerer, dürrer Herr, dem die Uniform um die Glieder ſchlottert. Der ſeine kleinen immer entzündeten Augen weit aufreißt, wenn er ein Kommando gibt und dem die Stimme unrettbar jederzeit dabei überſchnappt.

Die Jungens amüſieren ſich über ihn, wie ſie ſich in der Schule über einen ulkigen Lehrer amüſiert haben.

Hinter ihm marſchiert die erſte Gruppe. Ihr Führer iſt der Landwehrgefreite Felber und auch er hat es nicht leicht.

Denn da iſt erſtens Pfannenſtiehl, ein Korpsſtudent, dem die Schmiſſe kunterbunt übers Geſicht laufen und der für kräftige Späße jederzeit ſeine ganze, unbekümmerte Perſönlichkeit einſetzt. Und dem es insbeſondere verdammt ſchwer fällt, ſich einwandfreie militäriſche Manieren anzugewöhnen.

Dann iſt da noch Omanowski, ein Nürnberger Junge, der niemals in ſeinem Leben ein Blatt vor den Mund genommen hat und der in aller Behaglichkeit bisweilen und in ſeinem vollkommenen fränkiſchen Dialekt die diſziplinloſeſten Bemerkungen äußert.

Und Gregorius, das Kind, das immer kichert, und Kohlhammer, der verſtändnislos, aber jederzeit leicht beleidigt, in die Welt ſieht.

Feldwebel Thirr hört ſie hinter ſich ſprechen, er kennt jeden einzelnen ſchon dem Namen nach und dem Geſicht

nach und auch dem Charakter nach und er hat ſie gerne, wie ſie auch ſein mögen, denn ſie ſind jung und er zieht mit ihnen in den Krieg. Unter einer milden Oktoberſonne ziehen ſie dahin, es hat längſt zu regnen aufgehört und die flandriſchen Straßen ſind vorzüglich. Und das ganze Land iſt wie ein einziger Park.

Gehöfte liegen rechts und links verſteckt unter alten Bäumen und hinter Hecken, nur die Dächer ſind zu ſehen.

Feldwebel Thirr ſieht den Sanitätsgefreiten vorbeilaufen, er hat die Feldflaſche in der Hand.

„Hat einer ſchlapp gemacht, was?" ruft Thirr und der Gefreite nickt.

Thirr will ſich gerade nach ſeinen Leuten umdrehen und etwas Heiteres ſagen, zum Beiſpiel, daß er ſich verbitte, in ſeinem Zuge ſchlapp zu machen und daß er es — — — Da fällt ein Schuß.

Ein einzelner, ſcharfer Schlag durch den Morgen und im gleichen Augenblick kippt dicht vor Thirr ein Mann um, Thirr kann ihn gerade noch auffangen und ihn ſchnell auf den Boden legen.

Die Kolonne fährt auf, ſtockt, Rufe von allen Seiten.

Thirr beugt ſich über den Mann, der da liegt. Ein junges Geſicht, das ihn aufs tiefſte erſtaunt anſtarrt und immer bläſſer wird. Thirr reißt ihm den Rock auf, er ſieht dicht unter dem Herzen das Hemd ſich rot färben und jetzt kniet auch ſchon der Sanitäter, der vorhin vorbeigelaufen iſt, neben ihm.

Rufen und Schreien von allen Seiten.

„Dort aus dem Hauſe!" brüllt Pfannenſtiehl und deu-

tet hinüber nach dem Gehöft, das mit ſeinem grauen Dach über die leeren Hecken herſieht.

Thirr ſteht auf. Er ſieht auf den Jungen herunter, der bewußtlos geworden iſt.

Dann hört er Pferdegetrappel und vernimmt die Stimme des Kompagnieführers. „Thirr, nehmen Sie die erſte Gruppe, rein in das Haus da."

Und Thirr gibt ſeine Befehle, ruhig, mit ſeiner heiſeren Stimme.

„Erſte Gruppe rechts um. Ohne Tritt marſch. Laden und ſichern."

Sie verlaſſen die Straße, klettern durch einen Graben, gehen durch den Rübenacker.

„Nach rechts heraus — ſchwärmen."

In einer Schützenlinie ſtampfen ſie nun und ſinken mit den Stiefeln tief in den feuchten Boden ein, ſie haben die Gewehre unterm Arm, wie ſie es gelernt haben.

Auf der Straße ſteht die Kolonne noch und ſieht ihnen ſchweigend nach, die Lieder ſind verſtummt. Im Straßengraben liegt der Mann, den es getroffen hat, der Bataillonsarzt kniet neben ihm und hinter der Gruppe, oben auf dem Straßenrand, ſtehen der Kompagnieführer mit dem Regimentskommandeur und dem Major.

Es iſt der erſte Schuß, der für ſie im Kriege gefallen iſt und er hat einige Aufregung verurſacht.

Ein Schuß mitten in die Truppe.

Dr. Tapper richtet ſich auf. „Aus", ſagt er.

Der Major nimmt den Helm ab, wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn.

„Laſſen Sie das Kerlchen mit einer Zeltbahn zudecken", ſagt der Oberſt, „und wenn Sie den Schuft erwiſchen, ſtellen Sie ihn an die Wand."

Unterdeſſen iſt die Kolonne weitermarſchiert, denn der Regimentsadjutant hat dazu den Befehl gegeben.

Man kann ſich nicht aufhalten, weil ein Mann gefallen iſt. Und ſie marſchieren weiter, die Jungens, die auf einmal ſtill geworden ſind. Sie finden es im erſten Augenblick vollkommen unverſtändlich, daß man ſo einfach weitermarſchieren kann, wenn einer geſtorben iſt. Wenigſtens könnte man ein Gebet ſprechen, denken ſie verwirrt. Wenigſtens könnte man ihn in allen Ehren beiſetzen, denken ſie verwundert. Oder ihn aufbahren und ihn dann in die Heimat ſchicken. Und ſie denken, daß es vielleicht geſchieht.

Aber was geſchieht, iſt ſehr einfach.

Leute von der Bagage tragen die Zeltbahn abſeits, dann ſchaufeln ſie ein Grab. Am Rande des Ackers ſenken ſie ihn in die Erde, ſchnitzeln ſchnell ein rohes Kreuz, malen mit Tintenſtift den Namen darauf und auf das Kreuz ſetzen ſie den Helm des Toten. Das iſt alles.

Die Gruppe mit Thirr nähert ſich dem Gehöft, aus dem geſchoſſen worden iſt. Sie finden ein Bauernhaus, wie es deren viele gibt und ſie ſteigen über die Hecke, indeſſen Thirr, die Piſtole in der Hand, die niedrige Gartentür öffnet und auf das Haus zueilt.

Die Haustür ſteht auf.

Im Hofe laufen Ferkel und Ziegen umher und äugen ſie verwundert an. Niemand iſt zu ſehen.

Sie verteilen ſich um das Haus.

Gregorius ſteht mit heißem Geſicht am Hintereingang und hält ſein Gewehr auf den Eingang gerichtet.

„Wenn jemand heraus will, mein Junge", hat der Gefreite Felber grimmig zu ihm geſagt, „dann ſchießt du."

Und Gregorius iſt entſchloſſen zu ſchießen. Er hat den Finger am Abzug und iſt bereit, loszudrücken, wenn die Tür aufgeht. Er iſt ganz blaß vor Entſchloſſenheit. Eine Ziege kommt näher und beſchnuppert ihm die Knie und der Junge zuckt zuſammen.

Er ſchiebt das Tier mit dem Knie zur Seite.

„Geh weg", ſagt er gereizt. Und läßt die Augen nicht von der Tür.

Da ſteigt ihm eine jähe Blutwelle in die Wangen, er hört drinnen haſtige Schritte ſich nähern und er hebt das Gewehr.

Die Tür wird aufgeriſſen und Gregorius, dem es ſchwarz vor den Augen wird, hebt das Gewehr und drückt ab.

Es iſt aber nur ein leiſes Knacken zu hören und unter der Tür ſteht Offiziersſtellvertreter Thirr und ſieht ihn entgeiſtert an, ſieht das gehobene Gewehr in ſeiner Hand.

Und Offiziersſtellvertreter Thirr lächelt leiſe.

Dann kommt er näher, beſieht ſich das Gewehrſchloß.

„Du Kind", ſagt er beinahe zärtlich, „du haſt ja nicht entſichert. Und warum willſt du denn deinen Zugführer über den Haufen ſchießen?"

Es iſt zum erſten Male, daß Thirr einen ſeiner Leute mit Du anredet. Er hat es niemals getan, aber jetzt kann er nichts anderes tun, als er dieſen knallroten, zu Tode er-

ſchrockenen Knaben da ſtehen ſieht mit dem entſetzten Geſicht und dem grenzenlos verlegenen mädchenhaften Mund.

Jetzt kommen aus dem Hintereingang die übrigen heraus, ihre Geſichter ſind wild und unternehmend. Pfannenſtiehl hat das Gewehr umgedreht, als ob er jederzeit bereit wäre, mit dem Kolben in ganz Flandern Ordnung zu ſchaffen. Sie haben nichts gefunden, melden ſie reſigniert.

Und ſtehen nun etwas ratlos herum. Gregorius beißt ſich auf die Lippen. Gleich wird Offiziersſtellvertreter Thirr erzählen, wie kindiſch er ſich benommen hat, aber Thirr denkt gar nicht daran.

Nein, ſie haben nichts gefunden, im ganzen Hauſe hält ſich niemand auf. Nur die Ziegen meckern kläglich und drängen ſich um ſie und die kleinen Ferkel machen ſinnloſe Attacken auf irgendeine Hofecke.

Pfannenſtiehl iſt dabei, die Scheune zu öffnen, er reißt die ſchweren Flügel auf und brüllt hinein. Keine Antwort.

Dann verſchwindet er drinnen und dann hören ſie ihn wieder brüllen. „Hier iſt er."

Sie fahren herum und ſehen Pfannenſtiehl herauskommen, vor ſich her ſchiebt er einen uralten Bauern, der an allen Gliedern zittert und kaum, daß er aus der Scheune iſt, in die Knie bricht und zu ſchluchzen beginnt.

„Hat er eine Waffe bei ſich gehabt?" fragt Thirr kurz.

„Nee", antwortet der Student, „aber geſchoſſen hat er."

Thirr befiehlt, die Scheune zu durchſuchen. Der alte Bauer rutſcht auf den Knien zu Thirr und ſchreit auf ihn ein.

Thirr verſteht kein Wort. Aber er weiß, daß Leben und Tod dieſes alten Mannes in ſeiner Hand ruhen und er iſt

entſchloſſen, nicht übereilt zu töten, aber zu töten, wenn das harte Geſetz, das er mitgebracht hat, es erforderte.

Sie kommen wieder aus der Scheune heraus und ſie haben nichts gefunden.

„Man müßte die Scheune ausräumen", ſchlug der Gefreite vor, „er kann ja alles Mögliche unterm Stroh verſteckt haben."

Thirr betrachtet das Geſicht des Bauern, er mochte an die ſiebzig Jahre alt ſein. Ein verrunzeltes Geſicht, ſchneeweiße Haare darüber, Hände wie aus Holz. Und wie er, ſo betrachten auch ſeine Leute dieſes alte Geſicht und ihre Mienen werden etwas unſicher.

„Er hat es nicht getan", ſagt Thirr plötzlich.

Dann legt er dem alten Mann die Hand auf die Schulter, der ſteht auf und einige Tränen zittern noch auf ſeinen ledernen Backen. Thirr macht eine beruhigende Handbewegung. Schüttelt den Kopf und ſchiebt die Unterlippe vor.

Der alte Bauer begreift plötzlich, rutſcht näher und faßt nach der Hand von Thirr und bevor dieſer es verhindern kann, hat er ſeine welken Lippen auf die Hand gepreßt.

Thirr wird rot. Er dreht ſich um.

„Los", ſagt er heiſer, „wir müſſen zurück."

Sie ſehen den alten Mann noch mitten im Hofe knien und ihnen nachſtarren, die Ziegen ſchnuppern ihm an den weißen Haaren und die Ferkel und Hühner haben ſich um ihn verſammelt, ein Bild des Friedens und der Unſchuld.

Dann ſtampfen ſie wieder über den Acker und kommen auf die Straße, ſie geraten in die Kolonnen eines fremden Regiments und ſie beeilen ſich, nach vorne zu kommen.

Thirr geht zum Kompagnieführer, um zu melden.

Leutnant Perrer zuckt die Schultern.

„Auf Ihre Verantwortung", ſagt er kurz und ſchickt ihn zurück zum Zuge. Der Marſch geht weiter.

Die erſte Gruppe iſt ziemlich ſchweigſam, indeſſen die andern ſchon wieder ihre Lieder aufgenommen haben. Sie müſſen an den erſten Toten denken und an den alten Bauern, dem ſie das Leben gelaſſen haben. Und ſie müſſen auch auf einmal daran denken, was es heißt, den Feind im Lande zu haben.

Stunde um Stunde vergeht, und der Torniſter beginnt infam zu drücken. Weiter geht der Marſch.

Der Kriegsfreiwillige Gregorius betrachtet die Landſchaft wie aus einem Traume heraus. Noch zittern ſeine Kniekehlen etwas von dem eiſigen Schrecken, den er empfand, als er abdrückte und Thirr vor ihm ſtand.

Der Krieg iſt nicht einfach, denkt er verwirrt.

Kilometer um Kilometer. Und dann taucht die Silhouette einer größeren Stadt aus dem beginnenden Abend.

Es iſt Roulers. Kirchtürme und Häuſerlandſchaften. Die Regimenter halten. Und zum erſten Male kann Feldwebel Thirr, der vom Kompagnieführer zurückkommt, etwas erzählen. Deutſche Patrouillen ſind am Morgen auf engliſche Kavallerie geſtoßen. Der Feind iſt alſo in der Nähe. Vielleicht iſt angeſichts jener Stadt das erſte Gefecht in Ausſicht.

Niemand, nicht einmal der Oberbefehlshaber der Armee, der Herzog Albrecht von Württemberg, weiß, welche große Bedeutung dieſer Zuſammenſtoß der Radfahrer-

patrouille hatte. Vielleicht müſſen die Generalſtabsoffiziere zugeben, daß nunmehr der Gegner weiß, daß eine neue Armee im Anmarſch iſt. Aber niemand hat Kenntnis davon, daß dieſer Anmarſch eine große Offenſive des Generals French unmöglich gemacht hat.

Alſo Engländer, denken die Jungens und ſtarren Thirr an. Aber bevor Thirr zu Ende berichtet hat, kommt der Kompagnieführer im Galopp heran.

„Seitengewehr aufpflanzen!"

Es rauſcht durch die ganze Truppe, ein funkelndes Gewirr geht über den Köpfen umher und dann ſteht ein Wald blitzender Bajonette in der Abendſonne.

„Die Stadt da vorne heißt Roulers!" ruft Leutnant Perrer, „ſie iſt wahrſcheinlich beſetzt und wird angegriffen. Ich verlaſſe mich auf die Kompagnie." Und dann ſpringt er vom Pferd und gibt die Zügel dem Pferdehalter.

Die Jungens ſtehen ſchweigend, aber es liegt ein Ausdruck in ihren Geſichtern, der Thirr, der ſie beobachtet, auf einmal unſäglich rührt und packt. Ein feierlicher, ſchöner Ausdruck, anders kann man es gar nicht bezeichnen. Und immer, ſpäter, als ſie ſchon längſt vor Langemarck lagen und viele dieſer Kinder getötet und begraben waren, erinnerte ſich Thirr an dieſe Minute, da zum erſten Male ihre Augen in die Bajonette ſtarrten und der Krieg ſeine dunklen Schwingen über ihnen entfaltete.

Die Bajonette gehören zum Gewehrmodell 98, mit dem die Infanterie ausgerüſtet iſt. Als ſie dieſes Gewehr zum erſten Male in der Hand hielten, mußten ſie zugeben, daß es ein ſchönes Gewehr war. Sie lernten mit ihm umgehen,

aber den altgedienten Soldaten, die ihnen das beibringen ſollten, lief bisweilen eine Gänſehaut über den Rücken, wenn ſie daran dachten, daß ſie mit ſolchen Jungens in ein paar Wochen in den Krieg ziehen ſollten.

Und wenn das Gewehr Modell 98 ſchön anzuſehen war, ſo war auch das Seitengewehr Modell 98 ſchön anzuſehen. Das Bajonett war lang, ſchmal, beinahe elegant. Aber dieſe Seitengewehre haben ſich ſpäter, als ſie ihre furchtbare Arbeit begannen, als viel zu ſchwach erwieſen, ſie wurden, ſo raſch es ging, durch kürzere und breitere erſetzt.

Nun ſteht vor Roulers ein weithin ſchimmernder Wald von Bajonetten, ſoweit man die Straße nach vorwärts und ſoweit man ſie nach rückwärts überſchauen kann. Zum erſten Male wird es ernſt, für ſie alle. Viele betrachten nachdenklich mit erhobenem Kopf das Bajonett und bewegen es ein wenig hin und her. Damit alſo ſollen ſie fechten beim Sturmangriff, den Kolben an die Seite nehmen, die Linke an den Handſchutz preſſen und dann, — ja und dann ſollte es geſchehen, ihnen oder dem andern, den man Feind nannte. Es war nicht gerade viel Zeit geweſen, ihnen das Fechten beizubringen, wie für alles nicht viel Zeit geweſen war. Nicht ſehr oft hatten ſie das Bajonettiergewehr in den Händen gehabt, jenes gewehrähnliche Holz, mit dem Tuchball auf der Eiſenſpitze.

Thirr hatte manchmal ratlos auf dem Exerzierplatz ſeinem auseinandergezogenen Zuge zugeſehen, wie die Jungens ebenſo furcht- wie ahnungslos mit den Holzknüppeln in der Luft herumfuhrwerkten. Ein mittelmäßiger Reſerviſt aus einem aktiven Regiment hätte im Nu, einen nach

dem andern, die ganze Kompagnie auf den Hintern ſetzen können.

Nun, denkt Thirr, indeſſen er an einem Chauſſeebaum lehnt und, wie immer und unaufhörlich, ſeine Leute beobachtet, ſie wiſſen ungefähr, wie es gemacht wird und einige ſind ſogar unter ihnen, die ſich vorzüglich dabei angeſtellt haben. Und wenn jemand in dieſem Augenblick Thirr gefragt hätte, welche denn unter ſeinen Leuten dieſe unerwartet begabten Fechter ſeien, ſo hätte er nach ſeiner Weiſe geantwortet: „Gehen Sie hin und knöpfen Sie jedem die Jacke auf, dann wiſſen Sie es.“ Und wer dieſen einigermaßen rätſelhaften Vorſchlag befolgt hätte, wäre bald im Bilde geweſen. Denn, wenn er irgendwo unter einer Uniformjacke farbige Bänder quer über die Bruſt gefunden hätte, hätte er damit auch jeweils einen Korpsſtudenten oder Burſchenſchafter gefunden. Und um das feſtzuſtellen, hätte er nicht einmal die Jacken aufzuknöpfen brauchen, ein Blick in die Geſichter mußte genügen. Der Infanteriezug des Offiziersſtellvertreters Thirr verfügte über eine ziemliche Anzahl zernarbter Wangen, Stirnen, Schläfen, Schädeldecken, Naſen und Kinns.

Nun ſtehen ſie ſchon eine ganze ermüdende Weile angeſichts der Stadt, in der ſich der Feind befinden ſoll. Sie werden allmählich etwas ungeduldig. Langſam ſinkt die Sonne weiter in die Bäume hinein, man ſieht ſie ſchließlich zwiſchen den Zweigen ſtehen wie einen großen, fernen, purpurroten Lampion.

Der Kompagnieführer iſt wieder nach vorne gegangen. Es wird nicht viel geſprochen. Sie träumen vor ſich

hin und laſſen immer wieder die aufgepflanzten Seitengewehre ein wenig auffunkeln.

„Iſt ja heller Quatſch!“ ſagt auf einmal Pfannenſtiehl laut und vernehmlich in die Stille hinein und ſeine großartigen Schmiſſe verziehen ſich zu grämlichen Ornamenten.

Der Unteroffizier Müller II dreht ſich kurz um und muſtert den Studenten mißtrauiſch.

„Was iſt Quatſch?“ fragt er ſcharf.

„Herr Unteroffizier“, antwortet Pfannenſtiehl friedlich, und alles, was in ſeiner Nähe ſteht, drängt ſich zuſammen, „ich habe zwar, auf Ehre, noch keinen Krieg mitgemacht. Aber ich dachte folgendes: wenn da welche ſäßen, würden ſie aufpaſſen. Und wenn da welche aufpaſſen würden, hätten ſie uns auch geſehen. Und wenn ſie uns geſehen hätten, ließen ſie uns hier nicht ſo gemütlich ſtehen und das brave Kind markieren. Wenigſtens ſo'n Schrapnell würden ſie uns um die Schnauze pfeffern, was, Herr Unteroffizier?“

Unteroffizier Müller II holt ſich mit der Unterlippe ſeinen Schnurrbart zum Kauen in den Mund und ſchweigt. Er iſt ſich des Tones, den er mit dieſen Kriegsfreiwilligen beizubehalten hat, noch immer nicht ganz ſchlüſſig. Insbeſondere nicht den Studenten gegenüber, deren Sitten und Gebräuche ihm auf dem Kaſernenhof ziemlich egal geweſen wären, er hätte ſie ſchon in Schuß bekommen. Aber hier vor dem Feinde und mit dieſem Zugführer, der eine Schneidigkeit vortäuſchte, die er ſelber nicht ernſt nahm?

Unteroffizier Müller II war, als der Krieg ausbrach

Zögling einer Unteroffizierſchule und führte den beſcheidenen Titel Füſilier. Bei der Mobilmachung wurden die meiſten ſeines Jahrgangs ſofort Unteroffiziere, er ſelber auch. Am dritten Mobilmachungstag verrenkte er ſich ſchwer den rechten Fuß und konnte erſt mit einem Reſerveregiment ausrücken. Er war ſchüchtern und mißtrauiſch, mehr läßt ſich im Augenblick nicht über ihn ſagen, obwohl ſpäter viel über ihn zu ſagen iſt.

Nach einer Weile, als alle Pfannenſtiehls lichtvolle, ſtrategiſche Ausführungen längſt wieder vergeſſen hatten, knurrt Müller II plötzlich: „Sie müſſen es ja wiſſen!"

Sie ſehen ihn verſtändnislos an und wiſſen nicht, was er meint. So war Müller II.

Leutnant Perrer kommt wieder von vorne zurück. Er zuckt die Schultern, als Thirr ihn fragend anſieht und holt ſein Zigarettenetui heraus. Perrer und Thirr ſtehen ſich, wie es ſcheint, ganz nett miteinander. Mehr weiß man nicht. Aber jetzt wird von vorn der Ruf zurückgegeben: Ohne Tritt, marſch. Und die Kompagnie ſetzt ſich, wie ſie gerade geht und ſteht, in Bewegung, einige nehmen die Gewehre auf die Schulter, andere beginnen, ſie umzuhängen, andere behalten ſie einfach bequem in der Hand, und ſo ſetzt ſich ein etwas ſehr ungeordneter Haufen junger Krieger in Marſch.

Thirr ſchüttelt ganz ſanft den Kopf und ſieht den Kompagnieführer an und dieſer ruft nach ſeinem Pferd, es wird ihm von einer Wieſe her gebracht, er ſchwingt ſich hinauf und preſcht nach vorne, bis er an der Spitze ſeiner Kompagnie angekommen iſt. Dort ſchwenkt er das Pferd

herum und zwängt es zwiſchen die letzte Gruppe der Siebenten und die erſte Gruppe der Sechſten.

Und ſie hören ihn zum erſten Male brüllen:

„Sechſte Kompagnie! Halt!“

Die erſte Gruppe bleibt ſtehen, aber weil die ganze Kompagnie gerade im gemütlichen Stolpern ſich befand, knallen die Gruppen von hinten nach vorne wie eine lärmende Ziehharmonika aufeinander.

„Nehmt die Meſſer herunter“, ruft Leutnant Perrer gelaſſen. Es iſt gerade kein formvollendeter Befehl, aber die Seitengewehre wandern wieder in die Scheiden.

„Stillgeſtanden! Das Gewehr — über! Ohne Tritt — marſch.“ Und geordnet marſchiert die Kompagnie fürbaß.

Die Stadt kommt näher, ſchon liegen links und rechts kleine Häuſer und auf einmal ſind ſie nicht mehr allein, ſondern eins am andern, eine Gaſſe zuerſt und dann die Straßen. Alles iſt leer. Die Haustüren ſind zu. An den Fenſtern ſind die Läden geſchloſſen. Nicht ein Menſch iſt zu ſehen. Nicht einmal eine Katze, die über den Weg läuft, nicht einmal ein Hund, der bellt. Von vorne kommt der Befehl, vorſichtig zu ſein und in Rotten zu marſchieren. Alſo läßt die Truppe die Mitte der Straße frei und geht in Reihen auf beiden Bürgerſteigen, ſie haben, wie es befohlen iſt, die geſicherten Gewehre ſchußbereit in den Händen und beobachten die gegenüberliegende Häuſerfront.

In der Dämmerung iſt nichts zu hören als das ſchwere Geklapper der Stiefel, das Trappeln der Pferde und manchmal die Stimme eines Offiziers. Man erkennt im immer fahler werdenden Licht kaum die Geſichter der Ka-

meraden auf der anderen Seite. Etwas geſpenſtig und aufregend, dieſer Einmarſch. Und jedermann iſt darauf vorbereitet, daß in irgend einem hölliſchen Augenblick, vielleicht im nächſten, vielleicht im übernächſten, die Läden plötzlich auffliegen, die Fenſter aufgeſtoßen werden, und dann kann man ſich ungefähr vorſtellen, was paſſiert. Denn die, die hinter den verſchloſſenen Fenſtern und hinter den verrammelten Haustüren lauern, brauchen, wenn ſie erſt loslegen, nicht viel zu zielen. Sie brauchen nur, und hätten ſie die älteſte Piſtole in der Hand, in die graue, wandernde Linie hineinzuhalten.

Es wird ihnen allen etwas komiſch zumute, ſo zwiſchen einem ſchweigenden und lauernden Unheil einherzugehen.

In Wirklichkeit ſind die erſten Patrouillen der Diviſion längſt am anderen Ende der Stadt wieder hinaus und ſind nicht beläſtigt worden. In Wirklichkeit befinden ſich die Truppenteile, die vorne marſchiert ſind, ſchon in irgend welchen Bürgerquartieren. In Wirklichkeit ſitzt der Diviſionsſtab ſchon längſt behaglich in ſeinem Quartier, hat die Stiefel ausgezogen und Seine Exzellenz, der Herr Diviſionskommandeur, hat ſich ſchon mit dem Bürgermeiſter der Stadt unterhalten und die Verſicherung bekommen, daß in Roulers auch nicht die Stiefelwichſe mehr eines engliſchen, franzöſiſchen oder belgiſchen Soldaten ſei. „Nicht mehr iſt", lächelt Exzellenz und betont das Wörtchen „mehr". Der Bürgermeiſter lächelt zurück und beide ſind für dieſen Abend miteinander zufrieden. Die Kompagnien hingegen, die am Ende der Diviſion marſchieren und die nun, mit vorgehaltenem Gewehr und

bubberndem Herzen, auf den erſten Schuß aus irgend einem Hauſe wartend, noch die Bürgerſteige entlang ſchleichen, ſind ziemlich perplex, als ihnen auf einmal erleuchtete Fenſter zu Geſicht kommen und aus dieſen Fenſtern ziemlich heitere Zurufe von Kameraden über ſie herfallen.

„Wozu die Zicken?" brummt der bärbeißige Kommandeur des Jägerbataillons, er ſteckt ſeine Piſtole in das Futteral zurück, dreht ſich im Sattel um und ſieht ſeine munteren grünen Jäger immer noch wie auf Eiern vorſichtig ihre Pirſch auf den Bürgerſteigen treiben.

„Gruppenkolonne!" brüllt er verſtimmt über ſeine Krieger hinweg. Und ſie ſammeln ſich wieder in der Mitte der Straße und marſchieren in ungefährdeter Formation.

„Befehl von der Diviſion zwar", knurrt er den Infanteriekommandeur an, der neben ihm reitet, „prima Blödſinn. Aber geht mich einen Dreck an, Exzellenz muß wiſſen, was er gemeint hat und gewollt hat und außerdem bekommt er das höhere Gehalt und hat alſo immer recht."

Exzellenz hat es gewußt und den gefährlich ausſehenden Einmarſch ſo befohlen, um auch hierin die Truppe zu üben. Exzellenz war berühmt für ſolche pädagogiſchen „Zicken".

*

Kinder in der Konditorei

Den erſten Gruppen der ſechſten Kompagnie paſſiert in dieſen Minuten ein unmenſchliches Glück.

Sie befinden ſich gerade vor einer anſehnlichen Konditorei. Nur der Rolladen an der Tür iſt heruntergelaſſen.

Das Schaufenſter hat man wohl in der Eile nicht mehr ganz ausgeräumt. Und da ſind Dinge zu ſehen!

Nur ganz zögernd, nur ganz widerwillig, nur ganz ſtörriſch gehen die erſten Gruppen an dieſem Märchen vorüber und ſie ſind noch nicht vorüber, da kommt, langhallend das Kommando „Haaaalt!"

Gerumpel, einige halblaute Flüche. Schweigen. Und dann hören ſie die durchdringende, helle Stimme des Bataillonsadjutanten: „Wo ihr gerade ſteht! Links und rechts um! In die Häuſer, ſucht euch Quartier! Aber jeder in dem Haus, vor dem er ſteht!"

„Großer Gott!" ſtöhnt der Landwehrgefreite Felber, hängt ſeinen Torniſter ab und iſt von dem Schaufenſter nicht wegzubringen. Kekskiſten, Schokoladegebirge, Bonbongläſer, Liköre in allen Gottesfarben, Kuchen, runde, viereckige, kleine, große, dicke, dünne, Weißbrot aufgeſchichtet — — —.

Unterdeſſen ſind die anderen an die Haustür gegangen und an die Ladentür und haben geklopft, beinahe zärtlich geklopft. In eine Konditorei! In eine richtige, reichhaltige Konditorei! Gerade, als ſie davorſtanden! Und wenn das Kommando eine Minute ſpäter gekommen wäre, hätte eine andere Gruppe dieſes Paradies betreten!

Es dauert gar nicht lange, dann wird ihnen aufgemacht. Ein dicker Mann ſteht da und wenn das nicht der Konditor ſelbſt iſt, laſſen ſie ſich aufhängen. Er läßt ſofort die Tür los und tritt zurück und ſie ſehen, daß er zittert. Es iſt eine Miſchung von jungenshaftem Hochgefühl und männlicher Verlegenheit, mit der ſie den Mann durch Schulter-

klopfen und freundliches Grinſen beruhigen. Sie haben zum erſten Male einen Mann vor ſich zittern ſehen. Im gleichen Augenblick wurden in Roulers viele Haustüren verzagt geöffnet und viele Hände, die ſie öffneten, zitterten dabei. Die Einwohner hatten ſich in die Keller verkrochen und auf den Böden verſteckt und in den Winkeln der hinterſten Zimmer vergraben. Sie waren darauf gefaßt, daß ihre Häuſer zerſchoſſen, ihre Kinder getötet, ihre Frauen geſchändet und alles der Vernichtung preisgegeben und dem Erdboden und der Hölle gleichgemacht würde.

Statt deſſen wurde höflich an die Haustüren geklopft. Statt verwilderter Banditen erblickten ſie eine Unmenge junger, lachender, vergnügter Geſichter. Statt deſſen erlebten ſie ungeſchickte Verbeugungen und Stimmengewirr in allen, meiſtens aber in hohen, kindlichen Stimmlagen. Und das einzige, was grauenhaft iſt und was ſie hinnehmen müſſen, ſind manche fürchterliche Verſuche der fremden, feindlichen Soldaten, ſich in fließendem Franzöſiſch auszudrücken. Sie haben es zwar, die meiſten von ihnen, auf der Schulbank gelernt, aber die fremde Sprache nun auf einmal Geſicht gegen Geſicht zu ſprechen, iſt nicht ſo einfach und etwas ſchenant.

Die erſten Gruppen der Sechſten ſchütteln ihrem vollkommen verdutzten Konditor die Hände und erſt einmal werfen ſie ihre Torniſter ab, ſtellen ſie längs der Hauswand, legen kunterbunt ihre Gewehre dazu und dann begeben ſie ſich in den Laden, in den Vorratsraum dahinter und in das kleine Café, das ſich anſchließt, ungeduldig, ſchnuppernd. Es riecht nach Kuchen und Schokolade durch-

einander, nach Gas und Kaffee und überhaupt nach der aus tauſend ſchlaraffiſchen Gerüchen zuſammengeſetzten Luft einer richtigen Konditorei.

Da ſteht ein großer, blinkender Kaffeekeſſel und der Konditor erſcheint jetzt mit ſeiner Frau und beide machen ſich ſchweigend daran, Kaffee zu brauen. Die Jungens haben ſich breit und behäbig auf die Stühle niedergelaſſen, ihre Herzen und Zungen ſchreien nach Kaffee und Kuchen und nach Kuchen und Kaffee, denn davon haben ſie lange nichts mehr geſehen und nichts geſchmeckt und das Waſſer läuft ihnen im Munde zuſammen.

Pfannenſtiehl ſieht ſich mürriſch in dieſem für ihn unintereſſanten Laden um, er hat ſich, auf Ehre, niemals in ſeinem Leben etwas aus Süßigkeiten gemacht. Sein Hunger geht nach etwas Ordentlichem, aber vor allem möchte er ſich erſt einmal umſehen, ob er nicht ein Bett erwiſchen kann und eine Waſchſchüſſel und alſowas.

Deshalb verläßt er den Laden, begibt ſich in den Hausflur und ſchickt ſich an, die Treppe hinaufzugehen. Kaum haben die erſten beiden Stufen unter ſeinen Tritten geknarrt, hört er ſich von oben angerufen. Er ſieht hinauf und entdeckt, daß ſich jemand über das Geländer herunterbeugt. Er hebt ſeine Taſchenlampe. Und ſieht nicht weit von ſeinem Geſicht ein anderes Geſicht, ein hübſches, ſchmales, blaſſes.

„Oh," ſagt Pfannenſtiehl erfreut, aber gleich darauf wird er unſicher, denn das hübſche Geſichtchen iſt verzerrt von Wut. Und dann hört er, daß ſie etwas zu ihm ſagt.

„Sacre nom de Dieu", ſagte ſie ganz deutlich und ganz

langſam, „vous pirates-là, comme vous êtes terriblement jeunes, il me semble que votre empereur vous a arraches de vos maillots — hein?“

Pfannenſtiehl ſtarrt ſie ſprachlos und perplex an, ſeine franzöſiſchen Sprachkenntniſſe ſind nicht ganz ohne. Aber bevor er ſich von ſeiner zornigen Verblüffung erholen kann und imſtande iſt zu antworten, redet ſie weiter, immer in der gleichen, langſamen, kalten, boshaften Weiſe.

„Et maintenant, dans cette petite ville, vous aimez avoir votre bouteille de lait pour la nuit, n'est ce pas? J'espère bien qu'on ira vous la saler et poivrer, mes sauvages nourrisons!“

Und damit dreht ſie ſich um und will verſchwinden, aber Pfannenſtiehl iſt das Blut in den Kopf geſtiegen.

„Halt“, ſchnauzt er ihr halblaut nach, und das Mädchen bleibt ſtehen und dreht ſich zu ihm zurück.

„Faites attention, madame“, ſagt der Student leiſe und das Mädchen zuckt zuſammen, „ça ira mieux pour vous si cette petite bouche ne voudrait pas clabauder comme ça. . Il pourrait bien qu'il me faudrait y poser la main . .“

Und Pfannenſtiehl macht Kehrt, hört hinter ſich noch ein entſetzt vor ſich hingeflüſtertes: „mais mon Dieu“ und wirft beinahe Kohlhammer über den Haufen, den kleinen, fetten Lehrling aus einem Erfurter Papierwarengeſchäft, jetzt Kriegsfreiwilliger bei der Sechſten. Es muß leider von ihm berichtet werden, daß er aus einer unergründlichen Leidenſchaft heraus ſich in jeder Minute, die dafür zur Verfügung ſtand, mit ſeiner Naſe beſchäftigte.

Und ſolcher Leidenſchaft frönte er auch in dieſem Augenblick, als Pfannenſtiehl gegen ihn anrannte.

„Was hat ſie geſagt?“ fragt er neugierig und nimmt die Finger aus dem Geſicht.

Der Student ſieht ihn wütend an.

„Sie hat geſagt, wir wären alleſamt Piraten und eben aus den Windeln gekommen und ob wir uns unſere Milchfläſchchen für den Abend holen wollten und außerdem wären wir eine wildgewordene Armee von Säuglingen, die ſich in der Naſe bohrt, verſtehſt du?“

„Aber“, ſetzt er grimmig hinzu, „ſie war nicht darauf gefaßt, daß ich ſie ganz gut verſtehe.“

„Und was haſt du dann geſagt?“ fragt Kohlhammer verlegen, um den Studenten von ſeiner Naſe abzulenken.

„Ich habe ihr geſagt, daß außer dir niemand in der deutſchen Armee ſich in der Naſe bohrt.“ Und damit geht Pfannenſtiehl dröhnenden Schrittes in das Café.

Dort ſteht jetzt der blitzende Keſſel unter wohlriechendem Dampf. Die Jungens haben ſich ihrer Jacken entledigt und ſitzen da und bampfen. Es iſt noch gar nicht ſo lange her, da haben ſie für ein Stück Kuchen ihre Seligkeit verkauft und ein Bonbon hat ſie die Unannehmlichkeiten des Lebens vergeſſen laſſen. Nun haben ſie alles mit einem Male und dieſer Krieg heute abend ſtellt ſich als ein ſehr hübſcher Krieg heraus. Sie haben neben ihren Stühlen die großen Gläſer mit Bonbons ſtehen und füllen aus ihnen große Tüten auf Vorrat. Sie haben hübſche Hügel von Kuchen aller Sorten vor ſich und ganze Gebirge von Keksen. Gregorius, der trotz ſeines machtvollen Namens

ein winziges, allzuſchlankes Bürſchchen iſt, kramt in den Regalen der Vorratsſtube und ſchreit plötzlich entzückt auf. Er hat eine runde Blechbüchſe in der Hand und ſtarrt gerührt und begeiſtert hinein. Dann holt er ein Bündel grünlicher, langfaſeriger Holzſtückchen heraus.

„Süßholz!" brüllen einige Stimmen. Wahrhaftig, es iſt Süßholz, dieſes harte, trockene Zeug, das man ſtundenlang kauen und lutſchen kann. Und Gregorius muß ſeine Büchſe feſt unter den Arm klemmen, damit ſie ihm nicht aus der Hand geriſſen wird.

Hinter ihrem Ladentiſch, neben dem Kaffeekeſſel, ſtehen mit ängſtlichen Geſichtern Monſieur und Madame. Sie müſſen zuſehen, wie ihre Bonbons in Tüten verſchwinden, wie ihr Kuchen weggegeſſen wird, und manchmal ſehen ſie ſich ſcheu an. Wahrſcheinlich denken ſie, daß es beſſer iſt, ihr Laden wird ausgeplündert, als daß dieſe Soldaten ſchlimmere Dinge tun, von denen im Land geflüſtert wird und von denen die Zeitungen ohne Unterlaß berichten.

Der heiße Kaffee dampft auf allen Tiſchen und es begibt ſich ein umfaſſendes, vernehmliches Geſchlürfe. So haben ſie ſich den Krieg vorgeſtellt, genau ſo. Marſchieren, abends ins Quartier, manchmal ſchießt es irgendwo und dann geht man drauf los und ſiehe, der Feind iſt ausgerückt. Ihretwegen kann dieſer Krieg noch eine gute Weile ſo weitergehen.

Jetzt ſteht auf einmal Thirr im Zimmer und lacht heiſer, als er ſie ſchlemmen ſieht. „Das hat euch noch gefehlt, was?" Sie grinſen ein wenig gleichgültig. Er ſoll ſie jetzt zufrieden laſſen mit ſeiner heiſeren Stimme und ſeinem

Getue. Sie haben, wie Jungens ſind, ſchon wieder vergeſſen, wie reizend er in der Regennacht von Grammont zu ihnen war. Und es mußten erſt andere Stunden kommen, um ihn unvergeßlich zu machen.

„Jetzt haut euch hin", ſagt er, „um vier Uhr geht es weiter."

Als er draußen iſt, ſteht Omanowski auf und geht an den Ladentiſch. „Bitte, ich möchte bezahlen", ſagt er und der Konditor und ſeine Frau ſehen ihn verſtändnislos an, als er an ſeinem Hemd neſtelt und den Bruſtbeutel herauszerrt. Sie ſehen ſich um nach den Regalen, was er gemeint haben könnte. Aber die Regale hinter ihnen ſind leergeräumt.

„Momang!" ruft Pfannenſtiehl, „ſie verſtehen dich nicht. Kommt her, ich werde den Ober markieren. Was hat der Herr gehabt?"

„Vier dünne Kuchen!" zählt Omanowski auf, „vier dicke Kuchen, zwei Tüten Bonbons, eine Tüte Keks, acht Tafeln Schokolade, drei Taſſen Kaffee."

Der Student wendet ſich zu den beiden hinterm Ladentiſch und überſetzt und der Konditor antwortet zögernd und ungläubig.

„Vier Mark und achtzig!" rechnet Pfannenſtiehl ſchnell aus. Omanowski ſagt: „Donnerwetter!" und legt das Geld hin. Dann kommt einer nach dem andern und zieht ſeinen Bruſtbeutel heraus und nach einer halben Stunde liegen auf dem Ladentiſch deutſche Münzen aller Sorten, ein ganzer Haufen, und Madame und Monſieur betrachten abweſend das Geld.

Eine kleine Weile ſpäter liegen ſie in den Zimmern des Hauſes verteilt, auf den Sofas und auf dem Boden, wie ſie es gerade erwiſcht haben. Die Betten haben ſie nicht in Anſpruch genommen und der Konditor mit ſeiner Frau kann, auch wenn er in dieſer Nacht kein Auge ſchließt, wenigſtens in ſeinem Bette liegen.

Draußen auf der Straße wandert der Offiziersſtellvertreter Thirr ruhelos vor den Häuſern auf und ab, in denen ſein Zug untergebracht iſt. Am klaren Nachthimmel ſtehen, Millionen und Millionen, die Sterne. Thirr ſucht den Sirius, den er mit ſeiner Frau verabredet hat.

Und indeſſen er, den Kopf weit im Genick, hinauf ſtarrt, packt ihn plötzlich eine wahnſinnige, verzweifelte Sehnſucht und wirft ihn beinahe an die Hauswand und dieſe Sehnſucht geht unvermittelt über in eine einzige, ſauſende, peitſchende Angſt, daß ſein Herz ſich ſchmerzhaft zuſammenzieht. Er muß die Augen feſt ſchließen und ſich an die Hauswand lehnen.

Es war das erſte, einzige und letzte Mal, daß Thirr im Kriege Angſt, gemeine, niedrige, erbärmliche, hündiſche Angſt verſpürte. Und es waren keine Geſchoße da, die heranheulten, es waren keine Kugeln zu fürchten, keine Bajonette, nichts. Er hatte auch vor all dieſem keine Furcht, aber er hatte Angſt vor der Unendlichkeit des Himmels und der Ewigkeit der Welt, angeſichts derer er ein Stäubchen war.

Und Offiziersſtellvertreter Thirr von der Sechſten ſchlich nach ſeinem Hauſe. Er wußte nicht, daß dieſer Augenblick ſein Abſchied von allem geweſen war, von allem, von ſeiner

Frau, ſeinem Kinde, ſeinem Berufe und jeglicher Schönheit des Tages und jeglicher Herrlichkeit der Nacht.

Denn von dieſer Minute ab gehörte ſeine Seele vollkommen und ganz dem Kriege, nur dem Kriege.

*

Im erſten Gefecht

Der folgende Tag ſieht gegen zehn Uhr vormittags die Diviſion auf dem Marſche nach Ouſtnieuwkerke. Mit dieſem Namen eines kleinen Neſtes iſt das Erlebnis des erſten Schrapnells verknüpft.

„Aha!" brüllt Gregorius plötzlich auf, als man in der Ferne einen dumpfen Paukenſchlag vernimmt. Und eine Sekunde ſpäter ſteht im blauen Oktoberhimmel ein dickes Wattebäuſchchen, zieht ſich auseinander, verzettelt ſich, verweht.

Es iſt der erſte Schuß aus einem Geſchütz. Alle Köpfe liegen im Genick und beobachten den merkwürdigen Wattebauſch da oben am Himmel.

Große Unruhe in den Kolonnen. Und wieder ein dumpfer Paukenſchlag. Und wieder ein Wattebauſch.

Große Unruhe in den Kolonnen, erwartungsvolle, neugierige, brennende Unruhe. Jetzt wäre es alſo da, endgültig.

Und dann kommen, wieder von ferne, Infanterieſchüſſe, langſam brodelnd. Und dann — — —

Bevor ſie die Befehle, die plötzlich gerufen werden, rich-

tig kapieren, haben ſie ſchon die Befehle mechaniſch befolgt und finden ſich in Schützenlinie auf einem Rübenacker.

Liegen da, mit heißen Köpfen, das Gewehr vorgeſchoben, und warten. Aber der Krieg ſcheint noch nicht richtig für ſie begonnen zu haben, denn es wird wieder geſammelt, wieder auf der Chauſſee angetreten und weitermarſchiert.

Sie können nicht wiſſen, daß der Feind ſich aus Oustnieuwkerke ſchnell entfernt hat. Sie haben keinen Feind geſehen, ſie wiſſen nicht, wie er ausſieht.

Ein neues Dorf taucht auf. Und das plätſchernde Infanteriefeuer hört nicht auf. Aber ſie marſchieren und marſchieren und niemand ſcheint ſie zu brauchen. Das neue Dorf heißt Weſtrooſebeke. Diesmal knallt es ſchon näher und wieder werden die Kompagnien auseinandergezogen, wieder gehen ſie vor, werfen ſich hin, gehen weiter vor. Es iſt kein Feind zu ſehen. Rings umher dieſer ſchöne herbſtliche Park von Flandern. Und nichts zu ſehen.

Sie wiſſen nicht, daß auch Weſtrooſebeke ſchleunigſt vom Feind geräumt worden iſt, den ſie nicht zu Geſicht bekommen haben.

Die 51. Reſervediviſion marſchiert auf Poelcapelle, dort treffen ſie nachmittags ein, legen ſich hundemüde aufs Pflaſter, ſchieben den Torniſter unter den Kopf, ſchlafen, ſchlafen, ſchlafen.

Es war ein merkwürdig traumhafter und verworrener Tag. Dies waren alſo die erſten Gefechte.

Sie liegen am frühen Abend dieſes Tages einige hundert Meter vor dem Rande eines großen Waldes, ſeitwärts, ſo daß ſie das immerwährende Rauſchen der alten

Bäume rechts hinter ſich hören. Es iſt als ob ſie das Meer in der Nähe hätten. Aber es iſt nur der Houthhulſterwald. Es geht die Sage, daß noch Franzoſen und Engländer ſich dort herumtreiben.

Und Vizefeldwebel Aſelmann vom dritten Zug der Sechſten, ſeines Zeichens Forſtreferendar, wälzt ſchwere und nachhaltige Überlegungen. Eigentlich iſt es ſeine Sache, ſich ein bißchen in dieſem Wald herumzutreiben, ſachgemäß und fachmänniſch, wie man auf die Pirſch geht. Er ſieht aber, daß ſich Patrouillen vom Jägerbataillon am Waldrand zu ſchaffen machen und alſo iſt der Houthhulſter Kompler in beſten Händen.

Das Regiment hat befohlen, dort, wo die Kompagnien gerade ſtünden, Schützengräben auszuheben und alſo machen ſie ſich daran, den erſten Schützengraben ihres Lebens auszuheben. Es gibt bei Übereifrigen die erſten zerbrochenen Seitengewehre und einige mächtige Anſchnauzer deswegen. Es geht nicht ſehr ſchnell mit dem Graben, denn erſtens wiſſen ſie die Kniffe noch nicht recht und zweitens ſind ſie rechtſchaffen müde und drittens macht es ihnen keinen beſonderen Spaß, ſich abzuſchuften, wenn ſie am Morgen ſchon wieder weiter müſſen.

Leutnant Perrer geht langſam hinter ſeinen zur Arbeit gebückten Männern auf und ab und betrachtet bisweilen dieſes lächerliche Gebilde eines Schützengrabens ſeiner Sechſten. Und allmählich, als die Dunkelheit zunimmt, wird ihm die Sache zu dumm.

Er ruft: „Aufhören, hinlegen!"

Er wirft ſich ſelber da, wo er gerade iſt, hin und ſieht in

die Dämmerung hinaus, dorthin, wo im Grunde Langemarck liegt. Die Konturen der Landſchaft ſind undeutlich und verſchwommen. Morgen früh wird Langemarck angegriffen. Morgen früh um 10 Uhr. Vielleicht gibt es einen guten Tag, vielleicht auch nicht. Er betrachtet ſeine Krieger. Sie liegen gemütlich im flachen Graben und rumoren in ihren Torniſtern und er ſieht eine ganze Reihe glimmender Pünktchen von Zigarren und Zigaretten. Er iſt ſich nicht ganz ſicher, ob er das erlauben ſoll. Aber dann läßt er ſie rauchen und ſchwatzen.

Manchmal knallt leiſe in der Ferne ein Schuß. Nach einer Weile wieder einer. Bei ihnen aber iſt Ruhe.

„Das war ein feiner Tag heute", ſagt in ſeiner Nähe Omanowski. Und bevor der Kompagnieführer es hindern kann, iſt ihm der Satz entfahren: „Mann Gottes, wenn Sie das morgen abend auch noch ſagen, iſt alles in Ordnung." Er hat es nicht etwa wehleidig oder mieſepetrig geſagt, ſondern ſehr vergnügt, aber es war doch vorſchnell, ſo etwas zu äußern.

„Oh", ſagt Omanowski unbekümmert, „ich denke, daß ich es jeden Abend ſagen kann."

„Wieſo?" fragt Landwehrgefreiter Felber giftig, „meinſt du, dir kann nichts paſſieren? Du biſt wohl — — —"

In dieſem Augenblick fällt in der Nähe ein Schuß und beinahe gleichzeitig brüllt Landwehrgefreiter Felber hoch auf, fällt auf den Rücken und windet ſich ſchreiend hin und her.

Als ob eine Fauſt in die Kompagnie geſchlagen hätte,

verſchwinden die Köpfe im Graben, man hört das haſtige Atmen des Landwehrmannes und ſein leiſes Stöhnen.

„Aufpaſſen!“ ſchrillt Leutnant Perrers Stimme über ſie hinweg, er richtet ſich auf, aber Thirr, der neben ihm liegt, reißt ihn mit einem Ruck zu Boden. Der Offizier ſchnellt ärgerlich herum.

„Thirr! Sie ſind wohl! Was — — —“

Er kommt nicht weiter, denn jetzt hämmert ganz nahe vor ihnen, ſo laut, daß es ihnen beinahe ſchmerzhaft in den Ohren gellt, ein Maſchinengewehr.

Tatatatatatatatatatatatatata.

Und dann Stille. Felber jammert leiſe vor ſich hin, Thirr ſieht, daß ſich Leute über ihn beugen. Der Kompagnieführer entſchließt ſich raſch.

„Grabt euch tiefer ein! Sie ſind dicht vor uns! Nach vorne und rechts beobachten! Was iſt mit Felber?“

„Schuß in den Oberſchenkel, Herr Leutnant!“ kommt es zurück.

„Wo iſt der Sanitäter?“

„Schon beim Verbinden, Herr Leutnant!“ kommt ein tiefer Baß ruhig aus der Gegend, wo Felber liegt.

Leutnant Perrer nimmt ſein Glas an die Augen und verſucht, in dem ungewiſſen Übergang zwiſchen Dämmerung und Dunkelheit die Büſche abzuſuchen. Er ſieht nichts.

Totenſtille. Er wartet. Fünf Minuten. Zehn Minuten. Eine Viertelſtunde. Totenſtille.

„Na, ſchön“, knurrt er dann, „dann wollen wir unſererſeits uns mal erkundigen. Eine Patrouille aus dem erſten Zug! Ein Unteroffizier, freiwillig!“

Und ſofort kommt eine Stimme: „Hier, Müller II.“

„Gut, der Zugführer Leute herausſuchen. Drei Mann. Und gleich los. Mal ein bißchen die Büſche da vorne durchſtöbern.“

„Herr Leutnant, ein Meldegänger!“

„Wo?“

„Hier. Befehl vom Regiment.“

Neben dem Kompagnieführer taucht jemand auf.

„Die Kompagnie ſoll ſich bis 50 Meter vor dem Waldrand zurückziehen und ſich dort eingraben.“

„Schön!“ ſagt Perrer. „Alſo rückwärts, rückwärts, Don Rodrigo. Die Patrouille bleibt hier.“

In dieſer Nacht geſchah nichts, was zu berichten wäre. Die Sechſte ſchaufelte ein wenig. Zigaretten durften keine mehr geraucht werden. Im alten Schützengraben lag Unteroffizier Müller II mit drei Leuten als Sicherung.

*

Wie Langemarck ausſieht

Beim Morgengrauen des anderen Tages, in der Frühe des 21. Oktober, verläßt ein Auto weſtwärts das Städtchen Langemarck. Der Wagen muß ſich durch unrettbar verfahrene Knäuel von Handkarren, Pferden, Kühen, Bagagewagen, Geſchützen und hochbepackten Menſchen langſam hindurchwinden. Die Einwohner, die letzten, die es bis zu dieſem Morgen riskiert haben, auszuharren, ſind in der Nacht aufgefordert worden, ihrer eigenen Sicherheit halber unverzüglich die Stadt zu verlaſſen.

Die engliſchen Offiziere im Wagen ſehen nicht links und nicht rechts. Sie ſitzen verſunken im Fond und keiner von ihnen wagt zu ſprechen, bevor der hochgewachſene General neben dem Führer zu ſprechen beginnt. Dort ſitzt General O'Swald, der ſeit drei Tagen ruhelos, mit einer Rückſichtsloſigkeit und einer Energie ohnegleichen die Front zwiſchen Ypern und dem Meer inſpiziert. In dieſer Nacht iſt er in Langemarck eingetroffen. Und er iſt vier Stunden länger geblieben, als vorgeſehen war. Als der erſte Schimmer des Tages hinter den Bäumen auftauchte, ging der General von Haus zu Haus den geſamten Stadtrand, der nach Oſten lag, ab. Er begab ſich in das Vorfeld, kroch von Buſch zu Buſch, von Hecke zu Hecke, von Garten zu Garten, von Hopfenanlage zu Hopfenanlage. Und wo er geweſen war, ſchoben ſich britiſche Schützen ſchleunigſt aus ihren Verſtecken und begannen raſend ihre Neſter noch weiter und noch raffinierter auszubauen.

Der General wußte, was für eine Aufgabe Langemarck in den nächſten vierundzwanzig Stunden hatte. Er wußte ungefähr, was den Verteidigern bevorſtand. Sein Geſicht blieb unbeweglich. In zehn Minuten einer kurzen Beſprechung in einer Scheune am Stadtrand ließ er eine ſchweigende Verſammlung von Kommandanten zurück, die ſich darüber klar waren, daß ſie nicht mehr zurückkommen durften, wenn auch nur das winzigſte und ärmlichſte Haus am Oſtrand in die Hände der deutſchen Diviſionen fiel.

Und als er wieder in ſeinen Wagen klettert und ſeine langen Beine mühſelig unterm Schaltbrett unterbringt, ſieht keiner ſeiner Begleiter, daß er tief und erleichtert

aufatmet. O'Swald iſt ſeines beißenden Spottes wegen in der Armee gefürchtet. Er vertritt ſeine manchmal etwas kühne Meinung am liebſten gegen ſeine Vorgeſetzten. Am allerliebſten gegen ganz hohe Vorgeſetzte und ſeine Antworten gehen als ſchaurige Legenden durch die Offizierkorps.

Auch er hat keinen Blick für die gehetzte Not der Auswanderer. Er läßt ſich noch einmal durch den Kopf gehen, was er geſehen hat. Es war gut, was er geſehen hatte.

Und zuletzt hat er Langemarck geſehen. Es iſt das Letzte, aber auch das Beſte, woran er ſich jetzt erinnert. Zunächſt das Vorgelände, dieſes wundervolle Sammelſurium von Rübenäckern, Hecken, Büſchen, niedrigen Grashügeln, von Gehöften, Mauern, Gittern, Hopfenanlagen und Gräben.

Nun, dieſes wunderbare Gelände war wunderbar hergerichtet. Hinter jedem Buſch klebte ein Scharfſchütze. In jeder Baumkrone ſaß ein gewiegter britiſcher Kolonialſoldat. Hinter jeder Hecke zog ſich, unſichtbar von vorne, ſauber in den Boden geſchnitten, ein tiefer Schützengraben. Mitten auf den Rübenäckern, dem Glacis von Langemarck, hinter zuſammengebündelten, behutſam aufgeſchichteten Rübenbüſcheln, in einer Erdwanne, lauerten Maſchinengewehre. In den Dächern am Oſtrande, und zwar in jedem Haus dort, waren Ziegel vorſichtig herausgenommen, Maſchinengewehre ſteckten die verhängnisvollen, ſtahlblauen Mündungen hindurch, ſchon aus zwanzig Meter Entfernung nicht mehr ausfindig zu machen. Der General ließ

noch mehr Ziegel herausnehmen. Noch mehr Maſchinengewehre anfordern.

Der alte Sergeant am Telephon in Langemarck triefte eine Viertelſtunde nach Eintreffen des Generals aus allen Poren und die drei jungen Telephoniſten an den anderen Apparaten waren zehn Minuten ſpäter heiſer.

Bei der Beſichtigung einer Hopfenanlage blieb der General ſteif ſtehen. Der Batterieführer, ein junger franzöſiſcher Oberleutnant, hatte ſeine Feuerſtellung dicht hinter den Hopfen ausgeſucht. Die vier Geſchütze ſtreckten die ſchlanken Mäuler gelangweilt auf die grüne Blätterwand.

Und ebenſo gelangweilt lächelt der engliſche General ob ſolcher Unverfrorenheit.

Er ſchüttelt dem Batterieführer herzlich die Hand.

„Ausgezeichnet! Wundervoll! Aber wenn Sie die erſten vier Schüſſe durch die Hopfen gekleckert haben, haben die Stangen Glatzen und man kann Ihre Batterie mit Kinderpiſtolen zuſammenſchießen.“

Der junge Offizier wird grün. Er ſtarrt dem General grämlich nach. Übrigens ſollte es ſich erweiſen, daß ſich auch ein gefürchteter britiſcher General verdammt irren kann.

Der franzöſiſche Oberſt der O'Swald als Ordonnanzoffizier beigegeben iſt, das heißt, er fühlt ſich als beratender Offizier, aber O'Swald betrachtet ihn als Ordonnanzoffizier, den er mit winzigen Aufträgen ärgern kann, der Oberſt bittet, mit dem Batterieführer noch einige Worte wechſeln zu dürfen. Der General erbittet ſich ſeinerſeits von dem Herrn Oberſt eine Zigarette.

„Mon Colonel", ſagt er liebenswürdig, „verderben Sie ihm nicht ganz die gute Laune. Klettern wir lieber mal auf den Kirchturm."

Im Glockenſtuhl finden ſie, in unmöglichen, affenartigen Stellungen, Maſchinengewehrmänner, die Gewehre in gewagten akrobatiſchen Situationen. Die Beſucher lehnen ſich aus den Fenſtern, aber ſie brauchen nicht einmal ihre Gläſer herauszunehmen, denn ſie ſehen nichts. Ein dichter und undurchdringlicher Frühnebel hüllt die Landſchaft ein und ſie vermögen kaum die Menſchen auf dem Platz vor der Kirche zu ſehen.

„Das hätten wir auch von unten merken können", ſagt O'Swald, „aber ich wollte nur ſehen, ob nicht noch ein Maſchinengewehr in den Glockenraum geht. Es geht in der Tat keines mehr rein."

Das iſt Langemarck am Morgen des 21. Oktober.

Der General läßt die ganze Front wieder und wieder, von Ypern bis zum Meer, an ſeinen unbeſtechlichen, inneren Augen vorüberziehen. Es iſt alles geſchehen, was geſchehen konnte. Die ganze Front iſt verſchwunden in Schützengräben, hinter Buſch und Baum. Dieſe Front aus altgedienten engliſchen Soldaten und der ruhmreichen Infanterie der franzöſiſchen Marineregimenter.

Vor allem dieſe Perle in der Front, Langemarck, das Kernwerk, ſtarrend von Tod, Hölle, Verderben und Vernichtung für alle und jeden, der die Schale zu öffnen verſucht.

*

Gegen halb zehn Uhr vormittags, um dieſelbe Stunde, da der engliſche General ſich dem Hauptquartier nähert, um ſeine Eindrücke von der Front dort zu melden, ſteht auf der Landſtraße, die aus Langemarck nach Oſten führt, vierhundert Meter von der Stadt entfernt, im dichten Nebel ein Rudel Offiziere.

An beiden Seiten der Straße ſtehen alte Obſtbäume, aber man ſieht nur bis zum dritten, höchſtens bis zum vierten Baum, alles weitere iſt in der weißen feuchten Wand verborgen. Inmitten des Rudels ſteht ein kleiner, lebhafter General, er iſt ohne Mantel, trägt eine Reitpeitſche in der Hand, mit der er bisweilen durch die Luft ſchlägt. Es iſt der Diviſionskommandeur, der Langemarck anzugreifen hat. Er hat ſich unbekümmert in der letzten Stunde vor dem Angriff noch einmal hierher in die vorderſte Linie begeben, hat aus der Nähe an Offizieren zuſammenholen laſſen, was zu faſſen war und ſpricht noch einige Worte zu ihnen.

Es iſt ein Herbſttag, angefüllt vom kalten Froſtgeruch und vom ſüßen verfaulten Dufte welker Blätter.

Die Straße, in deren Mitte der Generalleutnant ſteht, führt kerzengerade auf den Kirchturm von Langemarck zu und wenn der Nebel nicht wäre, könnte man von dieſer Stelle aus die Klinke an der Kirche ohne Schwierigkeit erkennen.

Exzellenz ſieht wohl, wie der Zuſtand der Truppe iſt.

Die Offiziere und Mannſchaften, die um ihn herumſtehen ſind von den langen Märſchen zerſchlagen und müde, vom wenigen Schlaf etwas bleich und ſchwach, vom wenigen Eſſen etwas ohnmächtig und hinfällig, vom Regen und Schmutz etwas ſteif und verkruſtet und von allerlei Gedanken etwas verwirrt und verträumt.

Der General hat ihnen in wenigen Worten geſagt, wieviel daran liege, Langemarck heute, heute, heute zu nehmen. Er hat jetzt ſeinen Satz beendet und er klemmt ſich das Monokel feſter ein. Er iſt bewegter, als er es zeigen will. Er ſchlägt mit der Reitpeitſche unſchlüſſig an die Stiefel, er möchte noch etwas ſagen, aber in dieſem Augenblick tritt aus der Schar der Kompagnieführer ein kleiner Hauptmann vor. Er hat ein winziges, altes, ſchon etwas verrunzeltes Geſicht. Seine Uniform ſitzt gut, bei allem Dreck, der an ihr klebt, ſie ſitzt gut. Nur hängt ſeine rechte Schulter herunter. Sein Geſicht iſt fahl vor Kälte, aber ſeine grauen Augen ſind kühl und klar.

Er legt die Hand an den Helm, eine dürre, knöcherne Hand, und ſagt: „Gehorſamſt Verzeihung, Exzellenz, ohne Artillerievorbereitung?"

Der General ſieht den Hauptmann ruhig an. Sie ſind beide gleich groß. Sie ſind beide gleich alt. Der Hauptmann iſt blaß, ſchmutzig, müde. Er iſt Führer der Achten. Vor vielen Jahren hat er als Hauptmann ſeinen Abſchied genommen. Er hat ſich freiwillig wieder gemeldet, ſchon, als noch der Zuſtand drohender Kriegsgefahr beſtand. Er hätte es nicht nötig gehabt, ſein Alter hätte jegliche Einberufung hinfällig gemacht. Er ſaß nicht gut zu Pferde.

Er war nicht gut zu Fuß. Er litt heftig unter Näſſe und Kälte. Und ſein Magen beſtand nicht mehr aus den Metallwänden der Jugend, die rohe Rüben, rohes Obſt und ſchweres Kommißbrot ohne Mühe verarbeiteten. Nein, er war kein ſtrahlender Kriegsgott. Aber ſeine Kompagnie hielt ihn für einen und das war das wichtigſte.

Exzellenz läßt ſeinen Blick nicht vom Geſichte des alten Kameraden. Er iſt um die Antwort nicht verlegen. Er braucht auch nicht verlegen zu ſein.

„Was an Artillerie vorhanden iſt", antwortet er gelaſſen, „wird die Infanterie nicht im Stich laſſen."

Das heißt alſo, denkt der alte Hauptmann, es iſt kaum Artillerie vorhanden. Und dabei, denkt er weiter, könnte dieſer Sturm nur mit ſchwerer Artillerie angeſetzt werden.

Exzellenz weiß genau, was dieſer alte Offizier vor ihm in dieſem Augenblick denkt und die beiden ſehen ſich immer noch in die Augen und beide wiſſen, daß dieſer Morgen etwas bringen wird, was ſie beide noch nicht erlebt haben. Und was ſie ſich, jeder auf ſeine Weiſe, nicht wünſchen, zu erleben. Aber ſie ſind alte Soldaten und wünſchen den Sieg, gleichviel, was er koſtet.

Der Generalleutnant ſtreckt plötzlich ſeine Hand aus und der Hauptmann ergreift ſie, ſie wiſſen miteinander Beſcheid.

„Um zehn Uhr wird Langemarck angegriffen", ſagt Exzellenz noch einmal, als ob man das nicht ſchon ſeit heute nacht wüßte, aber er ſagt es wie zu ſich ſelber. Der Hauptmann nimmt die Hand vom Helmrand und tritt zurück.

Exzellenz wirft noch einen Blick in den Nebel hinein, dann weicht sein Stab zur Seite, die Pferde werden herangeführt.

Die Gruppe von Offizieren und Mannschaften, die zurückbleiben, sehen den Davonreitenden noch lange nach. Und die Freiwilligen denken, wie edel und ritterlich der General und seine Offiziere anzusehen waren, wie blank und straff, mit gepflegten, wissenden Gesichtern und von einer geheimnisvollen Sicherheit und Überlegenheit.

Dann leerte sich die Straße allmählich.

Nur ein Soldat blieb noch stehen und starrte tief nachdenklich die Straße entlang, dorthin, wo sie auf die Kirche von Langemarck treffen mußte. Es war Kohlhammer von der Sechsten, er machte sich in seinem Gesicht zu schaffen und sagte wehmütig: „Jetzt ruff auf'n Fahrrad und rin in das Kaff, sone scheene Straße, statt dem muß man se raushauen — — —"

„Sehr richtig, der Herr!" bemerkte ein Jägeroffizier ernst hinter ihm, „und jetzt geh los hier und such dir deine Kanone."

Und Kohlhammer springt schleunigst in den Acker zu seinem Zug. Da sitzen sie alle in der Nässe. Sie haben den Tornister aufgeschnallt, den Kinnriemen unten und das Seitengewehr aufgepflanzt.

Und punkt zehn Uhr, nach einem hastigen letzten Geflüster ohne Sinn, nach halblauten Rufen von Mann zu Mann, steht Leutnant Perrer auf und winkt und schreit: „Los!"

Aus dem ſeichten Graben, in dem ſie gelegen haben, ſteigt langſam die erſte Welle, rückt noch einmal den ſchweren Torniſter zurecht, umklammert das Gewehr kräftiger und, einer neben dem anderen, in leichten Zwiſchenräumen, geht es in den Nebel und in das Schweigen hinein. Sie haben ſich nicht viel zu ſagen gehabt in dieſen unermeßlichen, unwiederbringlichen und wichtigen Minuten.

Wer den Mund noch einmal öffnen wollte, hat ihn wieder geſchloſſen, wozu, warum. Jeder ſchielt ein wenig hinüber zum andern und das tut er wohl nicht aus Angſt, ſie ſind zu müde, um Angſt zu haben und ſie ſind zugleich zu flammend, um Angſt zu haben. Denn nun war es unwiderruflich ſoweit, daß ſie ſich bewähren und die große Prüfung ihrer Begeiſterung ablegen ſollten.

Sie ſehen, daß jeder aufſteht und in den Nebel hineingeht, die erſte Welle, ſchweigend, aufrecht, jeder ſieht jeden manchmal mit einem kurzen heißen Blick an und jeder iſt jeder und alle gehen in die Schlacht, an die vielen tauſend Mann an dieſem Morgen, wer könnte da Angſt haben?

Ach, ſie wiſſen genau, da iſt dieſer oder jener, der ſicher Angſt empfindet, beſinnungsloſe, unhemmbare und grauenhafte Angſt, dem lodert es unruhig in den Augen, dem beben die Hände am Gewehr. Sie kennen dieſe wohl.

Aber warum ſollen ſie viel Aufhebens davon machen, es ſind doch ohnehin in der letzten Stunde alle Masken gefallen, wie genau ſie ſich jetzt kennen!

Es macht ihnen nun nichts mehr aus, mit nackten Seelen nebeneinander zu gehen, ſie nehmen ſich, wie ſie ſind, Teufel und Engel, Aufrechte und Krumme, Feige und

Tapfere, Falſche und Ehrliche, Gutmütige und Boshafte, Kluge und Dämliche, Weiche und Harte.

Jetzt iſt die erſte Welle in der grauweißen Mauer verſchwunden, die Umriſſe der Geſtalten ſind verdämmert, dann verwiſcht, dann verſunken und ertrunken in dieſer geſpenſterhaften Leere und in dieſer unfaßlichen Stille.

Die erſte Welle beſteht aus dem dritten Zug. Nun iſt der dritte Zug weg im Nebel. Man hört nichts mehr von ihm. Keinen Laut. Keinen Ruf. Nichts.

Der Zugführer des zweiten Zuges hebt die Hand, ſein Befehl wird durch den Nebel weitergegeben. Der zweite Zug geht als zweite Welle in das weite Meer aus weißer Luft hinein. Man hört nichts mehr von ihm. Keinen Laut. Keinen Ruf. Nichts.

Eine halbe Minute, dann erhebt ſich der erſte Zug, die dritte Welle, Thirr hebt die Hand. Mit der dritten Welle geht der Kompagnieführer. Mit einem langen Blick ſieht Thirr noch einmal über die Leute hinweg, die er links und rechts neben ſich noch erkennen kann. Jetzt fühlen ſie den weichen Acker unter ihren Stiefeln, die Rübenblätter raſcheln, manchmal taucht geiſterhaft eine Strohdieme auf. Und ſie wundern ſich mit ſchlagendem Herzen, daß vor ihnen nichts von der erſten und zweiten Welle zu ſehen iſt. Und ſie fühlen ſich unermeßlich allein und verlaſſen.

Nichts. Kein Laut. Kein Ruf. Nichts.

*

So ſind ſie etwa dreißig Meter weit in das Nichts hineingegangen, da bricht, daß ſie zuſammenknicken bis in die Kniekehlen, der Orkan auf ſie herein. Ein himmelhohes Gebrüll wie aus Millionen von teufliſchen Kehlen; vor ihnen, über ihnen, links von ihnen, rechts von ihnen, hinter ihnen, unter ihnen platzt der Boden in unzähligen kleinen, ſchmetternden Exploſionen in Stücke, aus allen Winkeln des Erdraums pfeift es heran, heult es heran, gröhlt es heran, ſchwingt ſich über ſie hinweg, dreht ſich um, kommt wieder von neuem, ſchnalzt ihnen zwiſchen den Schuhen hindurch.

Leutnant Perrer hat ſich mit ausgebreiteten Armen in die Rüben geworfen und brüllt nach beiden Seiten etwas, was man nicht verſteht, aber ſie brauchen es nicht zu verſtehen, ſie werfen ſich hin in den feuchten, weichen Boden und ſie brüllen ſeinen Ruf weiter, den ſie ihm am Munde ableſen.

„Hinlegen! Hinlegen!"

Hinlegen, ja. Hinlegen, natürlich. Was ſollte man anderes tun und unternehmen. Da liegen ſie alſo mitten in einem furchtbaren Taifun, der Schädel donnert ihnen, ſie ſehen ſich um und ſie ſehen nichts, nur die weißen, wehenden Nebel. Aber aus dieſem Nebel und aus dieſer Luft, aus den Bäumen und aus den Gebüſchen, aus den Rübenfeldern und aus den Strohdiemen, aus allen Wieſen und aus allen Furchen, aus der ganzen Breite und Höhe dieſer

totenweiten Mauer aus Nebel fegt ihnen das Gewitter entgegen.

Sie preſſen die Geſichter in die feuchte Erde und ſie brauchen ſich deſſen nicht zu ſchämen, denn Leutnant Perrer, die Unteroffiziere, Thirr, alle machen es ſo. Sie krallen ſich an den naſſen Rübenblättern feſt, um etwas in den Händen zu haben, um etwas zu fühlen, um ſich zu überzeugen, daß dieſe ganze Landſchaft nicht aus Geiſtern beſteht.

Und dies, endlich, dies iſt der Krieg. Nun beginnen ſie zu ahnen, was er iſt. Sie ſtehen nicht mehr harmlos und unbefangen und neugierig vor ſeinen geheimnisvollen und dunklen Toren, ſie ſind in das Schickſal eingelaſſen worden und nun müſſen ſie ſich mit ihm und mit ſich ſelber zurechtfinden.

Und zunächſt müſſen ſie ſich mit dieſem hexenhaften Schlachtfeld zurechtfinden. Immer noch iſt dicht vor ihnen eine Nebelwand aufgebaut, ſie beginnt zwiſchen den Rüben und den Stoppeln am Boden und ſie reicht unermeßlich in den Himmel hinauf.

Wo die beiden vorangegangenen Züge hingekommen ſind, weiß niemand. Irgendwo inmitten des Nebels werden ſie ſein. Thirr ſtößt ſeinen dürren Arm in die Luft und deutet nach vorne, er brüllt ein Wort, immer dasſelbe Wort, aber in dieſem Schmiedewerk der Schlacht iſt nichts zu verſtehen. Man ſieht nur ſeinen Mund ſich öffnen und wieder ſchließen und wieder öffnen. Dann ſchüttelt er verzweifelt den Kopf und legt ihn auf die Erde.

Bis der Kompagnieführer ſich zu ihm hinüberdreht und

ihn anrührt, ganz leiſe, ganz ſanft, ein wenig an der Schulter. Und Thirr fährt kerzengerade hoch, als ob ihn eine Fauſt emporgeriſſen hätte. Er ſtarrt den Kompagnieführer aus ſeinen roten, entzündeten Augen eine Sekunde an, ſpringt in die Knie, ſpringt auf die Füße. Er hat ein Gewehr in der Hand, ſteht aufrecht da und ſchwingt es um den Kopf. Sein Helm iſt ihm aufs rechte Ohr gerutſcht.

Jetzt ſteht Leutnant Perrer auch langſam auf und zerrt ſeinen großen Revolver aus der Ledertaſche. Dann geht er mit ausgebreiteten Armen, um die Richtung anzugeben, in den Nebel hinein. Thirr bleibt noch eine Sekunde ſtehen, um zu ſehen, daß der Zug folgt.

Sie wandern in die weiße Wand hinein.

Und nun iſt es ſoweit. Mit jedem von ihnen, unbarmherzig mit jedem. Gregorius, der zarte, empfindliche Knabe, hat das Gewehr ſo ſaugend umklammert, daß ſeine Hände ſchneeweiß werden. Mit trotzigen, langausholenden Schritten läßt er ſeine Stiefel durch die Rübenblätter rauſchen. Das Bajonett hält er ſteif und ungeſchickt vor ſich hin, ſein ſchmales, reines Geſicht iſt brennend rot, aber ſeine Augen ſind vollkommen klar und ruhig. Er ſieht nicht nach links und nicht nach rechts, den Helm tief in der Stirn und den Kopf vorgebeugt, ſo marſchiert er, mit einer ſeltſamen, ſchwelenden Entſchloſſenheit. Bei jedem dritten Schritt ſtolpert er über die dicken Rüben und der Helm rutſcht ihm dabei ins Geſicht.

Mit drei Meter Zwiſchenraum geht neben Gregorius der Student Pfannenſtiehl. Seine langen Beine ſetzt er gelaſſen und phlegmatiſch in den weichen Boden, das Ge-

wehr trägt er mit beiden Händen quer über den Oberſchenkeln, manchmal macht er eine Art Freiübung mit ihm und brüllt irgendwas, was niemand verſteht; ſeine Menſurnarben ſind rot wie friſche Wunden.

Dann kommt Kohlhammer, den der Torniſter mörderiſch drückt, er hat jetzt keine Zeit, ſich um die Schlacht zu kümmern, das Gewehr baumelt ihm mit dem aufgepflanzten Seitengewehr gefährlich um die Waden und er hat es an den Unterarm gehängt. Manchmal macht er einen Katzenbuckel und wirft den Torniſter höher und neſtelt an den Riemen. Der Schweiß rinnt ihm vom runden Geſicht.

Dieſe dichte, weiße Wand, durch die ſie wandern, iſt merkwürdig lebendig. Ein unſichtbarer, flitzender, glitſchender, pfeifender, waagrechter Regen ſauſt durch ſie hindurch. Manchmal iſt es wie ein überlautes Geſchwirr von großen Inſekten. Manchmal ſind es lange, leichte, ſeufzende Senſenhiebe.

Und immer wieder die fürchterlichen Perlenpeitſchenſchläge der Maſchinengewehre. Und immer wieder die Sekundenflammenblitze der Schrapnells. Sie hören den Abſchuß der Geſchütze irgendwo vor ſich und beinahe in derſelben Sekunde hören ſie das Aufheulen und den Einſchlag der Granaten.

Am ſchauerlichſten aber in dieſem weißen Raum iſt das ſcharfe, ſtählerne, ſchnalzende, immerwährende Geflüſter der Gewehrgeſchoſſe. Und manchmal denken ſie: Wo kommt das alles bloß her und wer ſchießt denn da ſo unvorſichtig und ſo blödſinnig, und warum kommt das alles ſo dicht und ſo höllenhart?

Und wieder wirbelt Thirr ſein Gewehr um den Helm, brüllt etwas und ſchleudert ſich hin. Thirr, mit einem ſeltſam fremden und unerbittlichen Ausdruck im Geſicht.

Sie werfen ſich hin, wie er und Leutnant Perrer ſich hingeworfen haben, ſie liegen mit ſchlagenden Schläfen im naſſen Acker, das Antlitz nahe auf der würzigen, lebendigen, ſüßen flandriſchen Erde. Sie ſind aufgewühlt von einer unbekannten, freſſenden, lodernden Beſeſſenheit. Sie ſchreien ſich Bemerkungen zu, die niemand verſteht und auf die ſie ſinnloſe, lachende Antworten zurückbrüllen. Dann machen ſie ſich an ihrem Gewehrſchloß zu ſchaffen. Mit ihren halberſtarrten und erdverklebten Fingern würgen ſie einen Patronenrahmen in die Kammer. Und dann nimmt als erſter Kohlhammer ſein Gewehr nach vorne und hält die Mündung in den Nebel hinein, bringt den Zeigefinger an den Abzug.

Offiziersſtellvertreter Thirr ſchnellt in mächtigen Sätzen über vier, fünf Mann hinweg und ſchlägt Kohlhammer die Mündung in den Dreck, ein ſcharfer Knall, der Dicke hat vor Schrecken abgezogen.

„Kohlhammer!“ ſchreit ihm Thirr in die Ohren, „da vorne liegen eigene Leute!“

Und, breitbeinig über dem Dicken ſtehend, die Hände als Schalltrichter vor dem Mund, ruft er nach links und rechts: „Nicht ſchießen, bevor es befohlen wird! Da vorne liegen unſere beiden Züge!“

Und dann ſchnuppert er ein bißchen in den Nebel hinein, ſcheint überzeugt zu ſein, daß es noch nicht nach Tod

für ihn riecht, und geht aufrecht und nicht sehr eilig zum Kompagnieführer zurück.

Der hat einen Mann vorgeschickt, um nachzusehen, was vorne los ist. Dieser Nebel!

Warum schreit da auf einmal Unteroffizier Düwert so fürchterlich, warum will er sich denn in den Boden wühlen, warum reißt er sich denn so rasend den Rock auf, warum wirft er sich herum und beißt sich in beide Handgelenke?

„Sanitäter hierher!"

Mit einigen Sätzen ist der Kompagnieführer dort. Er beugt sich über einen Mann, dem die Tränen über die Backen laufen, eine nach der anderen, aus geschlossenen Augen. Sie versuchen, Unteroffizier Düwert die Handgelenke, von denen schon das Blut läuft, aus den Zähnen zu nehmen, aber er hat sich festgebissen.

„Düwert!" schreit Leutnant Perrer.

Der Sanitäter richtet sich auf, ihm zittern ein wenig die Lippen.

„Was hat er?"

„Schwerer Bauchschuß, Herr Leutnant!"

Der Kompagnieführer geht schweigend zu Thirr zurück. Und in diesen Augenblicken ist der Nebel langsam und zögernd auseinandergegangen, seine Fahnen wehen noch eine Viertelstunde unschlüssig hin und her und jetzt können Perrer und Thirr übersehen, was vorn los ist.

Der weite Rübenacker ist bedeckt mit graugrünen kleinen Hügeln. An die hundert und hundert. Nur da und

dort ſehen ſie einen grauen Hügel ſich bewegen. Und manchmal ſehen ſie auch ein Gewehr ſich vorſchieben.

Aber ſonſt liegt alles bewegungslos und Perrer und Thirr ſehen ſich an.

„Sie können doch nicht alle — — —?“ fragt der Kompagnieführer und beendet den Satz nicht.

„Wer verwundet iſt, riskiert es nicht, zurückzugehen“, ſagt Thirr heiſer und unbeſtimmt. Nein, niemand kann es riskieren. Das ſehen ſie wohl.

Das iſt alſo die erſte Welle und die zweite Welle einmal geweſen. Ihr geliebten, armen — — — —.

Thirr ſpringt auf, Perrer ſpringt auf, der erſte Zug ſpringt auf, es braucht niemand einen Befehl zu geben.

Hin zu ihnen und auf durch den Orkan! Als ob eine Rieſenhand den erſten Zug aus den Rüben höbe, ſo fahren ſie hoch und ſtürzen nach vorne, ſie machen keine Pauſe, ſie ſtolpern zwiſchen den Toten hindurch, ſehen wie in einem Traum Verwundete die Hände ausſtrecken und dann werfen ſie ſich dorthin, wo die vorderſte Linie ſich befindet.

Die vorderſte Linie, da iſt nicht mehr viel am Leben.

Sie kratzen ſich einen Erdhaufen zuſammen und klatſchen ihn vor ihren Geſichtern feſt.

Dann jagen ſie die erſten Schüſſe hinaus. Ohne Feuerbefehl. Gradeaus knallen ſie. In irgend eine Hecke hinein. In die Häuſerwand da vorne hinein.

*

Der Kompagnieführer

Leutnant Perrer liegt neben dem Manne, den er ausgeſchickt hat, zu ſehen, was vorne los war. Er weiß jetzt, warum die Gefechtsordonnanz nicht mehr zurückgekommen iſt. Der Mann hat die Hände im Rock verkrallt. Liegt zuſammengekrümmt auf der Seite.

Der Kompagnieführer nimmt das Glas vor die Augen, hebt vorſichtig den Kopf, und ſucht und ſucht und ſucht. Dann greift er nach dem Gewehr des Gefallenen und macht ſich ein Erdhäufchen, wie die anderen. Was ſoll er anderes tun, vorläufig? Über dieſen Acker hinweg kommt lebendig keine Maus.

Er brüllt nach rechts, wo noch einer vom dritten Zug ſchießt und ſchickt ihn nach rückwärts, um dem Bataillon Meldung zu machen, daß er ſich hier nicht rühren könne. Er ſieht, daß der Mann, eng an den Boden gepreßt, mit dem Geſicht nach vorne, zurückkriecht.

Leutnant Perrer legt das Gewehr auf die Auflage, er braucht kein Viſier anzugeben, es ſind weniger als vierhundert Meter bis dahin, wo jemand ſein muß, der dieſe Hölle veranſtaltet. Perrer neigt den Kopf, ſucht das Korn, nimmt ſich ein Fenſter vor aus dem Häuſerrand, wo er eine Bewegung zu ſehen glaubt. Liegend aufgelegt ſchießen, denkt er auf einmal zuſammenhanglos. Den erſten ſcharfen Schuß, den der Rekrut auf dem Schießſtand abgeben muß, den feuert er, auf einer Pritſche liegend und den Lauf geſtützt von einem Sandſack. Es iſt lange her,

denkt Perrer, daß ich zum erſten Male ſo geſchoſſen habe.

Er drückt ab. Später ſucht er nach jemand, auf den er ſchießen könnte, denn das Fenſterbeſchießen erſcheint ihm zu kläglich. Wieder nimmt er ſein Glas und ſucht. Das iſt ja ulkig, denkt er. Perrer, der beſte Schütze ſchon in der Einjährigenzeit, Perrer weiß nicht, wohin er ſchießen ſoll. Er ſieht niemand. Nur Hecken, Büſche, Bäume, Häuſer und den Kirchturm.

Er richtet ſich ein wenig auf und ſieht den ganzen, breiten Acker bedeckt von winzigen, ſchnellen Fontänen, die aufſpringen, aufſtäuben und wieder verſchwinden. Und angeſichts dieſes Meeres ſolcher kleinen Einſchläge wundert er ſich, daß überhaupt hier noch jemand am Leben iſt.

Plötzlich läßt er ſeinen Kopf langſam zu Boden ſinken, er läßt den Gewehrkolben fallen, ſanft berührt ſein Kinn die Erde und ein kühles Rübenblatt ſchiebt ſich über ſeinen Mund. Auf der ſtarken Mittelrippe des Blattes rinnen einige Blutstropfen zu Boden.

„Herr Leutnant, ich mache einen Sprung!"

Der Offiziersſtellvertreter Thirr kommt herangekrochen. Er iſt ärgerlich auf den Kompagnieführer, der den Befehl zum Vorwärtsſpringen nicht gibt, denn Thirr iſt der Meinung, daß es hier nur eine Rettung gibt: heran und näher.

„Herr Leutnant!"

Thirr ſtutzt und rüttelt den Offizier, dann dreht er ihn um. Sieht in ſein Geſicht.

„Ach ſo", ſagt er leiſe.

Dann wirft er ſich zum nächſten Mann hinüber.

„Durchſagen. Kompagnieführer gefallen. Feldwebel Thirr führt die Kompagnie!"

Der Mann brüllt es weiter und Thirr hört ferne dürre Brocken: „— — — gefallen — — — gefallen — — — Thirr — — — pagnie — — —!"

Er wendet ſich wieder zu dem Freiwilligen in ſeiner Nähe.

„Durchſagen! Erſter Zug macht einen Sprung!"

Er wartet, bis er glaubt, daß der Befehl durch iſt. Dann nimmt er das Gewehr. Hebt die Hand hoch.

„Sprung — — —." Er zieht das Knie an den Leib, ſchnellt ſich hoch.

„Auf! — Marſch — marſch!" Den Kopf tief, fegt er dahin, bis er keinen Atem mehr findet. Das Kommando: „Stellung" bekommt er nicht mehr aus der Kehle.

Er keucht und ſchnappt nach Luft, dann ſieht er ſich um und in dieſem Augenblick wird Thirr, Kompagnieführer der Sechſten, totenblaß vor weißglühender, brutaler Wut.

Er liegt vollkommen allein hier vorne. Nur drei Leute humpeln da noch hinter ihm her. Er erkennt Pfannenſtiehl, Gregorius und Unteroffizier Müller II. Die andern haben ihn im Stich gelaſſen.

Die drei werfen ſich in ſeiner Nähe nieder.

„Herr Feldwebel — —" würgt Pfannenſtiehl heraus, „hat keinen Zweck — —"

Und Unteroffizier Müller II. meldet korrekt: „Herr Feldwebel, es ſind nur noch Tote hinten und Verwundete. Und ein paar noch, die nichts haben, aber nicht mehr können."

Thirr nickt. So, ſo, alſo kommt niemand mehr, wie?

„Wir graben uns hier ein", ſagt er nur und ſie rutſchen etwas mehr auseinander und beginnen zu buddeln, auf der Seite liegend.

*

Im Verbluten

Was iſt geſchehen und wie hat es ſich vollzogen?

Der Angriff der vierten deutſchen Armee zwiſchen Ypern und dem Meer, an der Yſer, verblutete an dieſem Tage, bei Becelaere, bei Dixmuiden, bei Birſchote, bei Langemarck.

Dieſe in ihrem Heroismus unvergleichlichen, wunderbaren jungen Soldaten. Tollkühn, gehorſam und enthuſiaſtiſch ſind ſie in dieſen mörderiſchen Nebel hineingegangen. Mit kindlichem Vertrauen haben ſie ſich in die Hölle geworfen. Als die Sonne bei Langemarck den Nebel zerbrach, war keiner unter ihnen, der nicht daran geglaubt hätte, daß dieſe Stadt um die Mittagsſtunde ſich in ihren Händen befände.

Aber wenn die Kirchturmuhr von Langemarck an dieſem Tage ihre zwölf Mittagsſchläge gedröhnt hätte, wäre dieſe Glocke eine Totenglocke geweſen, ſchon um dieſe Stunde.

Sie ſind von Schrapnells wie von ungeheuren Hämmern in die Rübenäcker genagelt worden. Sie ſind von

Maſchinengewehren wie von geſpenſtigen Sicheln in die Wieſen gemäht worden. Sie ſind von Granaten umhergewirbelt, zerfetzt und hochgeſchleudert worden. Sie ſind zuſammengeſackt von den wiſpernden, ſummenden, zirpenden Spitzgeſchoſſen. Sie ſind von geiſterhaften Händen gefaßt und vernichtet worden, wo ſie ſich auch befanden. Sie ſind getötet und verſtümmelt worden, ohne daß ſie gewußt hätten, woher ſolches Verhängnis kam. Kleine graue, bewegungsloſe Hügel, kilometerweit auf und ab.

Immer wieder geſchieht das Unfaßbare, daß ſich zwiſchen lebloſen Geſtalten einer aufhebt und die anderen, die noch übrig ſind, mitreißt. Immer wieder ſinken ſie nach wenigen Schritten zuſammen, wälzen ſich noch einmal, liegen ſtill. Immer wieder geſchieht es, daß aus Stoppeln und Rüben heraus ein Offizier raſt, die Piſtole in der Fauſt, hinter ſich eine dünne, viel zu dünne Linie und immer wieder geſchieht dasſelbe: von Maſchinengewehren zerriſſen, von Schrapnells zerſchlagen.

Ihr Todesmut zerbrach an der Kaltblütigkeit und den indianiſchen Verteidigungsmethoden der Gegner.

In den wenigen Wochen ihrer militäriſchen Ausbildung hatten dieſe Kriegsfreiwilligen gelernt, zu ſtürmen. Sie hatten das Vorwärtsſtürmen, das Hinwerfen und das Wiedervorwärtsſtürmen gelernt und als es ſoweit war, ſtürmten ſie vorwärts. Sie hatten gelernt, ihren Offizieren zu folgen und als es ſoweit war, folgten ſie ihnen. Sie folgten ihnen ſo getreu und ſo verbiſſen, daß ſie bisweilen in dichten Gruppen hinter dem Führer herbrachen. Und in ſolche dichten Gruppen hinein brauchte

in Langemarck ein einziger Scharfſchütze nur ſeine Kammer zu entlehren, er brauchte kaum zu zielen, die Gruppe war erledigt. Sie hatten den Sturmangriff mit dem Torniſter gelernt, aber es war nicht aus der Welt zu ſchaffen, daß dieſer Torniſter ihnen nach den erſten zwanzig Metern die Luft abſtellte; ſie waren ihn nicht gewohnt, wie ihn die aktiven Soldaten gewohnt waren.

Sie hatten zudem nicht genügend gelernt, ſich wie Indianer dem Gelände anzupaſſen. Sie unterſchätzten einen Maulwurfshügel, hinter welchem beim Gegner zwei Maſchinengewehre verborgen wurden, wenn es ſein mußte. Sie benahmen ſich kühn und verwegen, aber ihnen fehlte die Schlauheit des Jägers in der Landſchaft, in der gejagt wird. Dieſes arme, verworrene deutſche Schlachtfeld bei Langemarck!

Die deutſche Feldartillerie, die mit ihren Geſchützen ſo nahe hinter die Infanterie kam, als es gerade noch möglich war, arbeitete raſend. Aber es war unmöglich für ihre Beobachtungsſtellen, in dieſer parkbewachſenen, verſchlungenen, undurchſichtigen Landſchaft die franzöſiſchen Feuerſtellungen ausfindig zu machen. Die franzöſiſchen Batterien ließen ſich nicht ſtören. Sie brauchten nur blindlings auf die Äcker und Wieſen vor Langemarck zu halten, ſie konnten kaum einen Fehlſchuß haben. Und jene Batterie hinter der Hopfenanlage feuerte im direkten Schuß. Durch die zerfetzten Stangen hindurch heulen die Geſchoſſe, der Zünder ſteht richtig. Die paar Infanteriekugeln, die an die Schutzſchilde trommeln, tun nichts zur Sache. Und der junge Batterieführer, der trotz der biſſi-

gen Bemerkung eines engliſchen Generals nicht daran dachte, ſeine Feuerſtellung zu wechſeln, iſt betäubt von ſoviel Erfolg. Vom Dache eines nahen Hauſes leitet er das Feuer, er braucht kaum ſein Glas, denn er ſieht mit bloßem Auge die grauen Wellen ſich erheben, vorwärtshetzen, zuſammenſinken und für immer liegen bleiben. Er kann die Wirkung ſeiner Batterie unverzüglich kontrollieren und er beißt ſich manchmal in die Lippen vor Wut, daß er, anſtatt vier, nicht vierzig Geſchütze hier ſtehen hat. Er ſchickt Meldung auf Meldung zu den ſchweren Batterien hinter Langemarck und preiſt ſeine Beobachtungsſtelle mit beinahe poetiſchen Hymnen an.

Die Reſervediviſion vor Langemarck iſt im Verbluten.

Das, was da vor ihnen in der Mittagsſonne liegt, iſt kein befeſtigtes Städtchen mehr, iſt keine Feſtung mehr und kein verſchanzter Ort, das iſt die leibhaftig gewordene Vernichtung. Jedes Dach ſpeit Feuer, jeder Buſch ſpeit Feuer, jede Baumſpitze ſpeit Feuer, jede Hecke ſpeit Feuer, ohne Pauſe, unaufhörlich, Stunde um Stunde.

Die Offiziere ſind tot oder verwundet. Wieder und wieder raffen ſich vereinzelte Freiwillige auf, tun ſich zuſammen und jagen einige Meter vor. Aber ſie erſticken bald in dem glühenden, ſchmetternden Orkan, der ihnen entgegenbrauſt. Die Wieſen und Äcker ſind geſprenkelt mit den grauen Haufen, hinter Hecken und hinter Büſchen, in winzigen Vertiefungen, in Gräben liegen Tauſende und Tauſende von Verwundeten und Toten. Hinter einem Hauſe, das hundert Meter vor dem Stadtrand an der Straße nach Mangelaere liegt, ſtehen an die hundert

ratloſe und verzweifelte Stürmer um ihre ſchwerverwundeten Offiziere herum.

Allmählich ſieht man jetzt einzelne Leute zurückgehen, apathiſch, dumpf, mit hängenden Köpfen und bleichen Geſichtern. Sie gehen aufrecht den Todesweg zurück, mancher von ihnen breitet plötzlich die Arme und ſchlägt in den Acker. Sie wiſſen nicht einmal, daß ſie zurückgehen, es iſt ihnen gleichgültig, wohin ſie kommen, nur weg von dieſem Acker. Es ſind welche unter ihnen, die mehr denn ein dutzendmal ſich zwiſchen den Toten aufgerafft haben und noch einmal das Gewehr in die Hand genommen und noch einmal den Verſuch gemacht, in dieſe geſpenſtige Kuliſſe von Häuſern und Sträuchern einzubrechen. Sie ſind innerlich tauſendmal geſtorben, ſie haben ſich wieder in die Hand genommen, nun aber ſind ſie in der Tiefe ihrer Ohnmacht angekommen. Nun gehen ſie langſam, nur weg von dieſem Acker und ſie kommen auf andere Äcker, wo es genau ſo ausſieht, ſie merken es nicht mehr, einige kommen auch wieder im Kreiſe dorthin zurück, woher ſie gekommen ſind, ſie merken es nicht, ſie gehen wie in einem böſen Traume, in dem ſie zu erſticken glauben.

Die Bataillonskommandeure und die Regimentskommandeure haben längſt ihren Gefechtsſtand verlaſſen und bemühen ſich nun, Ordnung in das hölliſche Durcheinander zu bringen. Sie haben ihre Adjutanten und ihre Ordonnanzoffiziere zu Fuß ausgeſchickt, um einzugreifen.

Und ſo ſieht man einzelne Offiziere, den Revolver in der Rechten, durch die Wieſen ſtolpern und über die Äcker laufen; mit ſchmalen Lippen, das Kinn vorgeſchoben, ſu-

chen ſie ſich zu orientieren. Es ſind meiſtens aktive Leutnants und Oberleutnants und ſie können den ganzen Jammer und alles, was geſchehen iſt und alle Fehler, die gemacht worden ſind, im Handumdrehen erfaſſen. Sie gehen den Zurückgehenden entgegen, halten ſie auf, reden ihnen gut zu, klopfen ihnen auf die Schultern, drehen ſie herum, machen grimmige Witze mit ihnen, fahren auch einige an, ſammeln ſie, geben ihnen Tips.

Dieſe Offiziere wiſſen genau, daß ſie keine Feiglinge vor ſich haben. Und ſo behandeln ſie die Jungens auch.

Und bald ſtampfen wieder Gruppen, auseinandergezogen, von den entſchloſſenen Adjutanten geführt, nach vorne, müde, gebückt, niedergeſchlagen, aber ſie gehen wieder vor.

Die Stunden vergehen und es ändert ſich nichts.

Immer noch bleibt dieſe teufliſche Landſchaft leer vom Feinde, immer noch ſieht man weder ein franzöſiſches Käppi, noch eine engliſche Tellermütze, noch ein Gewehr, noch einen Schützengraben, nichts.

Die Büſche und die Hecken ſcheinen ſelber zu feuern und die Häuſer ſelber zu töten, in dieſer Geiſterlandſchaft, dieſer brüllenden, heulenden Geiſterlandſchaft iſt nicht ein Atom von dem zu ſehen, was man ſich unter dem Feind vorſtellt.

Die Regimenter ſind in dieſen grauenhaften Stunden nicht ſehr weit vorwärtsgekommen.

Der immerwährende Orkan hat es nicht zugelaſſen. Das immerwährende Gewitter hat es nicht geduldet. Die Häuſer von Langemarck ſtarren den zuſammengeſchoſſenen

Regimentern entgegen wie hohle, entſetzliche Geſichter, eiskalt und grauſam. Über denen, die noch liegen und noch atmen, ſchmettert der unaufhörliche Donner. Mitten unter ihnen zuckt der Tod umher und greift mit ſeinen unſichtbaren Tatzen um ſich, Minute um Minute zuckt einer zuſammen, Minute um Minute muß einer ſterben.

Sie ſind eingefangen in einem Käfig aus Geſchoſſen und ſie können nichts anderes mehr tun, als warten, bis jemand kommt und ihnen ſagt, ſie ſollen weiter ſterben oder ſie ſollen zurückkommen. Es iſt ihnen gleichgültig, ob da einer kommt und was er zu ihnen ſagt.

Sie liegen und preſſen den Kopf an die Erde, wenn ein Einſchlag kommt und dann ſehen ſie wieder auf und ſchießen.

In dieſer oder in der nächſten Sekunde wird es doch zu ihnen kommen, wie es bis jetzt zu jedem gekommen iſt, in die Stirn oder in das Herz, in den Bauch oder in das Bein, vielleicht auch in die Schulter oder in die Hand oder in alles zuſammen zugleich. Es iſt ja ſoviel Auswahl da an Menſchen und an dieſen Menſchen ſoviel Platz für die Kugeln oder die heißen Fetzen Eiſen.

Und um dieſe Stunde iſt es geweſen, daß ſie Männer geworden ſind. Und Soldaten, ſo raffiniert wie jene in Langemarck. Es war zu ſpät, aber es geſchah trotzdem. Was noch lebend war, baute ſich in Sträuchern ein, machte ſich aus Rübenblättern einen Schutz gegen Sicht, ſchmiegte ſich an, Erde an Erde.

Und ſchoß. Und ſchoß. Kalt, erbittert, noch das letzte Zittern der Panik im Halſe.

Es iſt vorauszuſehen, daß es dem Diviſionskommandeur in ſeinem Stabsquartier keine Ruhe läßt. Seine beiden Brigaden haben von 10 Uhr morgens ab ein Gelände von hundert Meter Tiefe gewonnen. Jetzt iſt es fünf Uhr nachmittags. Es ſind alſo ſieben Stunden ſeit dem Augenblick vergangen, da die erſte Welle den Angriff begann. In ſieben Stunden einhundert Meter, einhundert Meter Rübenacker oder Wieſe. Vier Infanterieregimenter, ein Jägerbataillon und ein Feldartillerieregiment, alſo zweiundfünfzig Kompagnien Infanterie haben wenn er einfach rechnet, in je einer Stunde etwas über vierzehn Meter an Boden gewonnen.

Und das iſt eine ſchlimme Rechnung. Hundert Meter gewonnen. Der Gewinn iſt bezahlt mit grauenhaften Verluſten. Und der Gewinn iſt gleich null, denn es hat ſich niemals darum gehandelt, Rübenäcker zu erobern, ſondern das, was hinter den Rübenäckern liegt. Unverſehrt, mit ein paar zuſammengeſchoſſenen Häuſern, aber im ganzen intakt: Langemarck, der Schlüſſel der ganzen flandriſchen Erdfeſtung, hatte man ihn in den Händen, waren die ſiegreichen Folgen unüberſehbar.

Der Generalleutnant hat ſchon um die Mittagsſtunde auf ſeinem Holztiſch einen kleinen Stapel ſchmutziger, feuchter Zettel liegen gehabt. Meldungen, die aus der vorderſten Linie zum Bataillon, zum Regiment, zur Brigade kamen und die Exzellenz in einem Anfall von Un-

gläubigkeit im Original angefordert hat. Monotone Meldungen von Zugführern, Kompagnieführern: große Verluſte, Offiziere der und der und der gefallen, erbitten Verſtärkung, erbitten Artilleriefeuer. Immer denſelben Text, einmal gut ſtiliſiert, einmal weniger gut, daran lag gar nichts. Nervöſe Meldungen und kaltblütige, knappe und ausführliche. Immer mit demſelben Inhalt.

Um drei Uhr hält es der Generalleutnant nicht mehr aus. Er begibt ſich zum Gefechtsſtand eines ſeiner Regimenter, um der Kataſtrophe näher zu ſein und perſönlich anzuordnen, was noch angeordnet werden kann. Denn daß dieſer Tag eine Kataſtrophe geworden iſt, darüber iſt ſich der alte Soldat klar. Auf dem Brigadegefechtsſtand ſteht er eine Weile am Scherenfernrohr.

Er hätte viele Fälle aus der Kriegsgeſchichte anführen können, in denen der erſte Sturm und auch der zweite und auch der dritte mißglückte, in denen der erſte Tag und auch der zweite und auch der dritte eine Kataſtrophe war und in denen zu guter Letzt die Truppe doch einen vollkommenen Sieg errang.

Es iſt ein kurzer Troſt, daran zu denken.

Neue Meldungen treffen ein. Sie bringen nichts Neues, ſondern immer dasſelbe Fordern nach Verſtärkung und nach Artillerie. Jeder Ordonnanzoffizier, der erſchöpft und erhitzt zurückkommt vom Schlachtfeld, jeder Meldereiter, der vor dem Gehöft ſeinen triefenden Gaul anbindet, jeder verwundete Offizier, der vorüberkommt und den Exzellenz zu ſich bittet, jeder berichtet dasſelbe.

Der Diviſionskommandeur hat längſt alles, was er an

Offizieren ſeines Stabes zur Verfügung hat, auf das Glacis von Langemarck hinausgeſchickt. Er gibt ihnen nicht mehr, wie noch am Mittag, den Auftrag, nachzuſehen, wie die Sache ſtünde. Er weiß jetzt, daß die Sache ſchlecht ſteht. Er gibt ihnen den Auftrag, draußen zu bleiben und einzugreifen, aufzumuntern und aufzupulvern, von Truppe zu Truppe zu jagen.

Exzellenz iſt ſehr ſtill geworden. Den Generalſtabshauptmann, den er mit dem beſonderen Auftrag hinausſandte, die ungefähren Verluſte feſtzuſtellen, hört er ſitzend an, tief über die Karte gebeugt und als der Offizier das Fazit aus ſeiner flüchtigen Zuſammenſtellung zieht, ſtarrt er ihn eine Sekunde an, wie eine Erſcheinung. Es übertrifft die ſchlimmſten Erwartungen.

Daß der Angriff nicht weiterging, in Gottes Namen. Das konnte nachgeholt werden. Daß der Tag eine Kataſtrophe war, in Gottes Namen, es gab noch andere Tage, die noch nicht zu Ende waren. Schon morgen war ein neuer Tag. Dieſe unmenſchlichen Verluſte aber, das war nicht nachzuholen, wenigſtens nicht innerhalb einer Zeit, in der neue Angriffe notwendig geweſen wären.

Der Generalleutnant denkt an den Morgen dieſes Tages und er erinnert ſich auf einmal, als ob es vor einer Minute geweſen ſei, an die ſachliche Frage jenes kleinen, alten Hauptmanns: „Gehorſamſt Verzeihung, Exzellenz, ohne Artillerievorbereitung?“ Er ſieht das verrunzelte, verfrorene, zuſammengeſchnurrte Geſicht des Kompagnieführers wieder vor ſich und hört wieder ſeine Stimme und hört ſich antworten.

Einen kurzen Augenblick hat er, gefangen von dieſer Erinnerung, den plötzlichen Einfall, ſich dieſen alten Kameraden holen zu laſſen, um aus ſeinem Munde zu hören, woran es liege. Aber dann läßt er dieſen Gedanken wieder fallen. Es hätte nichts mehr geändert, es war zu ſpät.

Und Exzellenz hätte übrigens mit all ſeiner großen Befehlsgewalt es nicht fertiggebracht, den kleinen Hauptmann auf der Gefechtsſtelle zu ſprechen. Auch dafür war es zu ſpät.

Der Führer der Achten liegt um dieſe Zeit in eine Strohdieme gebettet, wo ihn ſeine Leute behutſam hingeſchafft haben. Er iſt, ſoviel haben ſie noch von ihm geſehen, er iſt mitten in einen ſchweren Einſchlag hineingelaufen, wurde haushoch gewirbelt und dann haben ſie mit ſchneeweißen Geſichtern nach ihm geſucht. Was ſie noch von ihm gefunden haben, packten ſie in eine Zeltbahn. Es iſt nicht mehr viel geweſen in dieſer Zeltbahn. Aber behutſam, als ob ſie dieſem armen, zerſtückelten Körper noch weh tun könnten, legten ſie das braune, kleine Bündel in die Strohdieme, legten Garben ringsherum.

Der Generalleutnant weiß noch nichts davon, es ſind viele Kompagnieführer gefallen und wenn er den Namen auch hören würde, er hat dieſen Namen nie gewußt, aber jetzt weilen ſeine Gedanken beinahe zärtlich bei der Erinnerung an den unbekannten Offizier, der ſo alt war wie er und als Kompagnieführer ſeine Pflicht tat.

Exzellenz kann ſeinen Gedanken nicht lange nachhängen, denn das Generalkommando ruft wieder an. Der Kommandierende General, Freiherr von Hügel, iſt ebenfalls

längſt im Bilde. Auch er weiß, daß an dieſem Tage nichts mehr zu ändern iſt, es ſei denn, es geſchehe ein Wunder.

Exzellenz von Hügel glaubt nicht an Wunder. Deshalb hat er ſchon vor Stunden mit dem Armeeoberkommando geſprochen und da auch das Armeeoberkommando ſeinerſeits nicht an Wunder glaubt, wenigſtens nicht mehr an dieſem Tage, ſo hat es mit dem Marinekorps, das im Norden liegt, ein ausführliches Telephongeſpräch geführt.

Auf Grund dieſes Telephongeſpräches treffen Stunden ſpäter hinter dem Glacis von Langemarck Kolonnen auf Laſtwagen ein. Es ſind große, ruhige Geſtalten, viele tragen Bärte und haben die Pfeife im Mund. Sie tragen eine dunkelblaue Friedensuniform mit weißem Kragen und weißen Aufſchlägen, ihre Kopfbedeckung iſt der Tſchako.

Das Armeeoberkommando ſchickt, für alle Fälle, ein Seebataillon, ausgeliehen vom Marinekorps. Hinter Mangelaere ſteht es bereit. Nicht für einen Angriff.

Niemand denkt daran.

Nur für den einen Fall, an den die hohen Offiziere auf dem Brigadegefechtsſtand nicht gerne denken, den ſie aber unter allen Umſtänden in Betracht ziehen müſſen. Für den Fall, daß ſich Langemarck plötzlich in Bewegung ſetzt. Daß die Beſatzung dieſer Feſtung einen Ausfall macht. Daß drüben zum Beiſpiel jemand auf den Gedanken kommt, engliſche, franzöſiſche und belgiſche Kavallerie aufſitzen zu laſſen. Es gäbe das eine Attacke ohnegleichen, ſie würde auf keinen Widerſtand ſtoßen, ſie würde alles über den Haufen reiten.

Unüberſehbare Folgen. Manchmal würde ihnen aus einem Acker ein Gewehr entgegenknallen oder aus einer Strohdieme heraus ein einſames Maſchinengewehr ein paar Pferde umlegen, aber das wäre auch alles, was ihnen paſſieren könnte. Nun aber iſt dieſe große Chance vorbei. Sie fänden nicht nur dieſe alten, gelaſſenen Seeſoldaten, ſie fänden auch noch etwas anderes.

Der Generalleutnant hat ſich ſein Jägerbataillon als Reſerve zurückbehalten. Er ſetzt es nicht mehr ein. Die Jäger, zu einer langen Linie auseinandergezogen, bauen fieberhaft an einem Schützengraben. Sie bereiten eine Aufnahmeſtellung für die Infanterie vor, die erſt zurückgenommen werden kann, wenn die Dunkelheit hereingebrochen iſt. Die Jäger ſind auf das Tiefſte erbittert, denn ihr vergötterter Kommandeur iſt um die Mittagsſtunde gefallen. Schon haben ſie den Graben hüftentief, die Erde fliegt, Schaufeln und Spaten wirbeln. Deshalb würde es der Erdfeſte Langemarck nichts mehr nützen, wenn ſie ſich entſchlöſſe, auszubrechen.

Aber die dort denken nicht daran. Sie bleiben hinter ihren Hecken und hinter ihren Häuſern. Sie laſſen ſich immer noch nicht blicken, nicht mit dem Zipfel eines Käppis. Sie haben einen großen, aber auch einen billigen Tag hinter ſich, wie man darüber denken will.

*

Und um dieſe Stunde des Frühnachmittags, da es bei den Stäben ſicher war, daß der erſte Schlachttag vor Langemarck verloren ſei, erſtickt, erwürgt und erſchlagen, um dieſe Stunde iſt es dann in einem Winkel dieſer erbarmungsloſen Sterbelandſchaft geweſen, daß mitten in den Seufzern der Verwundeten, angeſichts der Toten, Hunderten und Hunderten von Toten, mitten im Jammern, mitten in der ſiedendheißen letzten Not — daß ſich plötzlich eine Stimme hob. Eine helle, klingende, vertrauende Stimme, ruhig und ſchön.

Im raſenden Brodeln und Rollen der Schlacht iſt ſie kaum zu vernehmen, zart wie ein Hauch ſchwebt ſie zwiſchen wachsgelben Geſichtern, blutenden Gliedern und Sterbegebeten hoch. Der ſchnelle Hieb einer vorbeiſurrenden Kugel könnte ſie zertrümmern und zerſtören.

Aber ſie iſt nicht zertrümmert und zerſtört worden. Denn eine zweite Stimme kam zaghaft, zuerſt ungläubig, dann mutiger, hinzu. Eine dritte, zaghaft, dann feſt und feierlich und noch eine und noch eine. Und dann ſind es zehn und fünfzehn und werden immer mehr.

Die Verwundeten horchen auf und heben ſich hoch. Die Sterbenden verſuchen noch, den Kopf dorthin zu wenden.

Und Stimme um Stimme findet ſich ein.

Tiefe Stimmen und hohe, tapfere und verzweifelte, laute und leiſe, ſtarke Stimmen und ſchüchterne Stimmen, hallende und brechende, klare und heiſere, kindliche

und männliche. Und ein Gesang löst sich los von der tödlichen, verfluchten Erde, aus Äckern und aus den Wiesen steigt es auf, das Lied, das Lied, das Lied!!! Offizier und Mann, Freiwillige und Landwehrleute — — — „Deutschland — — — Deutschland — — — über — — — alles — — — über — — — alles in — — — der — — — Welt — —". Und die Übriggebliebenen, die Unversehrten, denen bis jetzt noch nichts geschehen ist, klammern die erdverklebten Hände um ihr Gewehr, heben die Köpfe hoch, furchtlos, und singen die heiligen Worte. Manche haben Tränen der Wut und der namenlosen Erbitterung in den Augen, sie lassen die Tränen über die Wangen rinnen und singen. Verwundete vergessen ihre rotleuchtenden Verbände, heben sich auf und singen die heilige Melodie. Und wer unter ihnen nicht mehr imstande ist sich zu bewegen, singt, die blassen Lippen dicht am Boden, in die Erde hinein.

„ — — — wenn — — — es — — — stets — — zu — — — Schutz — — — und — — — Trutze — — —"

Und das Wunder geschieht, das unvorstellbare Wunder. Schon steht, inmitten der neu heranwogenden Sturmflut von Knallen, Bersten, Aufflammen, Dröhnen und Splittern, inmitten des neu ausbrechenden Vulkans von Eisenklumpen und Stahlregen, steht einer aufrecht, und jetzt noch einer, und noch einer, ein Fünfter, Zehnter, da und dort, und noch mehr, manche ohne Helm, mit wehenden Haaren und freien Stirnen, manche mit durchbluteten Verbänden um die Hand, um den Arm, um den Kopf — und jetzt ist

es eine dünne, ganz dünne, todesentſchloſſene Stürmerreihe geworden — ein Offizier, dem der Rock in Fetzen geriſſen iſt, reißt ſich den hemmenden Verband von der Schulter, ſtürzt vorwärts und mit ihm die anderen und mit allen — das Lied, das Lied. „— — — brü — — — der — — — lich — — —"

Es ſind keine Menſchen mehr, keine Kinder, Jünglinge und Männer mehr, die da ankommen, mehr ſchwankend und fallend, als laufend, mit dem Sturmgeſang auf den Lippen, Schritt um Schritt, unaufhaltſam, unhemmbar — auf dieſen geſpenſtigen, teufliſchen, feuerſpeienden Häuſerrand zu, es ſind unwirkliche Geſtalten aus einer Sage, mit glühenden Geſichtern, mit brennenden Augen — „— — — zu — — — ſam — — — men — — — hält — — —"

Und einen Augenblick ſcheint es, als ob Langemarck in eiſigem Entſetzen den Atem anhalten würde vor dieſem apokalyptiſchen Traum, der da angetaumelt kommt, dann aber bricht jäh aus allen Winkeln und Ecken der Landſchaft ein vertauſendfachtes Geklirr, Gefauche, Geſchmetter; ein brühheißes Gewölbe aus Schrapnellwolken, Erdfontänen, Eiſenzacken und Flammenbögen kommt auf die Stürmenden herunter und bricht über ihnen zuſammen.

Das Lied ſtirbt.

Es ſtirbt, wie die ſterben, die es geſungen haben und die es noch auf den Lippen haben.

Stimme um Stimme verdunkelt ſich, verröchelt, ſchweigt. Mund um Mund klafft auseinander. Stirn um Stirn ſinkt zu Boden.

Dort, dicht vor den Gärten der ersten Häuser von Langemarck, liegt nun die vorderste Reihe stummer, grauer Hügel.

*

Wer den Gesang zuerst begonnen hat, niemand weiß es. Wer ihn dann aufgenommen und weitergetragen hat, niemand weiß es. Wer zuerst aufstand und vorwärts stürzte, niemand kennt ihn. Verwundete konnten davon berichten. In der Schläfrigkeit ihrer Schmerzen haben sie mitgesungen, mitgebrummt und mitgesummt, bis die Ohnmacht und die Dunkelheit sie wieder in ihre Arme nahm.

*

Der Abend

In der Dämmerung gegen Abend geht jemand langsam hinter der undeutlichen Schützenlinie her, die rechts von der Straße liegt. Er ruft und niemand antwortet ihm. Er ruft noch einmal und dann brüllt er. Das Regiment, schreit er, soll zurückgehen in die Aufnahmestellung. Der Kompagnieführer Thirr richtet sich auf. Er ist stimmlos. Seine Kehle ist zugeschwollen. Er hat den Toten seiner Kompagnie die Hand gehalten, bis die Finsternis sie umhüllte. Er hat Adern abgebunden, mit kleinen Ästen Arm- und Beinschienen angelegt und die Stöhnenden getröstet. Er hat den Übriggebliebenen zugesprochen und mit ihnen dann und wann mit den letzten Patronen Schüsse nach Langemarck hineingeschickt, damit man dort wisse, daß es

irgendwo noch Gewehre gibt. Anſtatt einer Mutter Antlitz war ſein gutes, ruhiges, blaſſes Geſicht das letzte, was die Sterbenden über ſich erblickten. Anſtatt eines Vaters Hände waren ſeine mageren verſchmutzten Finger das letzte, was ſie ſtreichelte und auf ihren ſchweißbedeckten Stirnen ruhte. Sein bis zur Unverſtändlichkeit heiſeres Flüſtern ſprach ihnen das letzte Gebet.

Nun ſieht Thirr nach rückwärts.

Eine Aufnahmeſtellung? Dann, weiß er, iſt dieſer Tag für ſie zu Ende. Und er denkt, es iſt gut, daß dieſer Tag zu Ende iſt. Sie bleiben noch eine Weile liegen, wo ſie ſind.

Es iſt auf einmal nicht mehr viel Lärm um ſie. Manchmal fallen ferne, vereinzelte Gewehrſchüſſe oder das wütende Rafale eines franzöſiſchen Maſchinengewehrs ſchnauzt durch den Abend. Es iſt ſo tief dämmrig, daß ſie ſich getroſt aufrichten könnten und zurückgehen. Aber ſie bleiben immer noch unſchlüſſig liegen. Thirr und Omanowski und einige Leute aus anderen Zügen, die ſie nicht kennen.

Und ſie bleiben liegen, weil ſie zu viele auf dem weiten Felde liegen ſehen, die ſie nicht allein laſſen wollen. Ob ſie tot ſind oder nicht, das wiſſen ſie nicht. Aber wahrſcheinlich ſind ſie tot. Die daliegen haben am Morgen noch Stimme und Geſicht gehabt und ein Lachen und einen Gang, und das alles können ſie ſo ohne weiteres nicht liegen laſſen. Das iſt ein Teil von ihnen ſelber geweſen, ein Menſch aus ihrem erſten Zug oder ein anderer aus der Kompagnie, den konnte man an dieſem Morgen noch mit ſeinem Namen rufen, nicht wahr?

Und das kann man doch nicht einfach liegen laſſen, wie Erde.

Jetzt kommt wieder jemand hinter ihnen entlanggelaufen und nun ſehen ſie, daß es ein Offizier iſt. Er ſieht ſie liegen und ihn anſtarren und er befiehlt ihnen wütend, ſofort zurückzugehen zur Aufnahmeſtellung der Jäger.

So, ſo, denken ſie gelaſſen, alſo die Jäger haben die Aufnahmeſtellung gegraben, ſchön, ſchön.

Dem Offizier, der hinter ihnen an der Schützenlinie entlangſtolpert dauert das Zögern zu lange. Er faßt jetzt einen und den andern von denen, die daliegen, an der Schulter, rüttelt ihn und ſchreit ihn an. Aber er hat nicht viel Erfolg damit, er faßt zuviel Tote an. Und von denen bekommt er keine Antwort, die wollen nicht mehr zurück.

Und als ob ſie alleſamt, die hier noch atmen, plötzlich boshafte Teufel geworden ſeien, grinſen ſie ſich in die bleichen Geſichter, ob der, der hinter ihnen entlang läuft, immer nur Tote anfaſſen und Tote anſchnauzen würde und wirklich, er faßt nur Tote an, redet ihnen gut zu, ermuntert ſie und die Lebenden ſehen ihm zu, ſchweigen und grinſen. Und endlich hört der Offizier auf zu rufen und geht ſtill zurück. Jetzt erſt ſtellen ſie ſich widerwillig auf die Beine und ſtrecken ſich. Es iſt zum erſtenmal ſeit vielen, unausrechenbaren Ewigkeiten, daß ſie aufrecht ſich hinſtellen können. Von Langemarck aus kann man ſie nicht mehr ſehen, die Nacht iſt heute ihr Freund und läßt ihnen nichts mehr geſchehen.

Langſam und mit ſteifen Knien und ſchmerzendem Rük-

ken gehen ſie und wenden dem Acker, der heute ihre grauenhafte Heimat war, die Hacken zu.

Aber, als ob ihr Gehen von einem Erzengel weithin über die Finſternis hinweg verkündet würde, ſo wird nun die ſchweigende Nacht laut von klagenden Rufen. Die Verwundeten raffen ſich auf und flehen, man ſolle ſie nicht liegen laſſen. Sanitäter ſind allerorten unterwegs, aber es ſind zu viele, die da liegen und jammern.

„Kamerad!" Von überall her dieſes heilige Wort. Aus der Ferne und aus der Nähe, manchmal klagend, manchmal forſch, manchmal drohend und manchmal weinend. Stimmen ohne Zahl. Das ganze nächtliche Feld iſt von Rufen überflattert wie von gehetzten und geängſtigten Nachtvögeln.

Thirr und Omanowski gehen wortlos mit denen, die bei ihnen ſind, auf die Suche. Sie brauchen nicht weit zu gehen, um jemand zu finden und ſie finden mehr, als ihnen zu ſtützen, zu tragen und zu ſchleppen möglich iſt. Sie finden neben einem Rübenhaufen unter unbekannten weißen Geſichtern die grimmigen, erloſchenen Züge von Pfannenſtiehl. Thirr wußte ungefähr, wo er liegen mußte, denn Thirr hat dem Korpsſtudenten ſterben helfen. Jetzt kniet er ſich nieder und nimmt dem Toten die Erkennungsmarke und die Korpsbänder von der Bruſt.

Sie finden einige Meter hinter Pfannenſtiehl den kleinen Gregorius. Sie hatten in den letzten Stunden dieſes Kind aus den Augen verloren und da lag es nun. Ganz zufrieden, ganz bequem, jemand hatte ihm den Torniſter unter den Kopf geſchoben. Und nun fehlt ihnen nur noch

Kohlhammer, der Dicke, der ſich immer mit ſeiner geliebten Naſe zu ſchaffen machte. Sie finden ihn nicht gleich und ſie können ihn auch nicht lange ſuchen, denn es gibt andere Dinge zu tun.

Sie heben die Verwundeten auf, betten ſie in Zeltbahnen und ſchleppen ſie weg, ſo zart und ſo gut es geht. Sie hören das fiebrige Dankgeſtammel an ihren Ohren, und viele werden, kaum hat man ſie gefunden und aufgehoben, wieder ohnmächtig. Sie tragen und tragen und ſchleppen und der Schweiß läuft ihnen am ganzen Körper herunter.

Sie gehen längs der Straße und legen ihre Laſten in Mangelaere nieder, wo die Verbandsſtelle iſt. Dann wandern ſie wieder nach vorne, ſuchen, heben auf und tragen und tragen und ſchleppen und ſchleppen.

Von Tränen kann keine Rede ſein, ſie vermögen nicht zu weinen, obwohl tauſendfache Gründe dafür vorhanden wären. Aber ſie ſind ausgeleert und hohl, ſie ſind ausgebrannt und unfähig zu Gefühlen und Meditationen. Aber viele von denen, die ſie zurücktragen, weinen faſſungslos.

Später ſitzt Thirr in einem kleinen, zerſchoſſenen Hauſe, dem das Dach fehlt und in das der Nachthimmel hineinſieht. Eine Laterne ſteht auf dem Tiſch und Thirr iſt dabei, die Verluſte der Kompagnie aufzuſchreiben. Vor ihm auf dem Tiſch liegt ein großes Bündel Erkennungsmarken, ſchwarzweiße dünne Schnüre mit der Blechmarke und der eingeſtempelten Nummer darauf. Zwiſchen den Schnüren ſchimmern ſilbern und golden und in vielen Farben im Schein der Kerze die Korpsſtudentenbänder, viele, viele.

Thirr nimmt das Bündel in ſeine Hand und ſchüttelt es leiſe hin und her. Die um ihn herumſtehen, ſehen ihm träumeriſch und verſunken zu. Es iſt ſeine Kompagnie, die da herumſteht, und es iſt Platz in dem kleinen Zimmer für die ganze Kompagnie, ſie brauchen ſich nicht zu drängen.

Thirr legt den Totenſtrauß aus Erkennungsmarken und Studentenbändern wieder auf den Tiſch zurück und ſieht die Übriggebliebenen an, lange, einen nach dem andern. „Geht jetzt zu den Jägern", flüſtert er heiſer, „ich komme gleich nach."

Sie trampeln müde hinaus in die Nacht. Thirr und Omanowski ſind allein. Omanowski ſitzt auf einem Stuhl, hat die Arme auf den Tiſch gelegt und den Kopf auf die Arme gebettet.

Thirr legt ganz ſanft ſeine Hand auf den Ärmel ſeines Befehlsempfängers „Du!" Omanowski gibt keine Antwort. Er ſchläft tief und feſt.

Alſo iſt jetzt Thirr ganz allein. Er ſetzt ſich wieder an den Tiſch, zieht die Erkennungsmarken und die Korpsbänder zu ſich heran, wühlt in ihnen, lehnt ſich dabei im Stuhl zurück und ſieht in den Nachthimmel hinauf, lange.

Dort flimmern, zittern, leuchten und ſchimmern die Sterne, wie immer.

Ende